This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

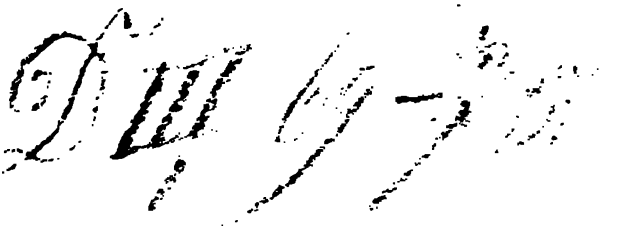
Stanford University Libraries
3 6105 115 529 419

E Bibliotheca
Collegii Cremsensis

Miscellanea

Scrinium : 13
Series : 1
Numerus : 314

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



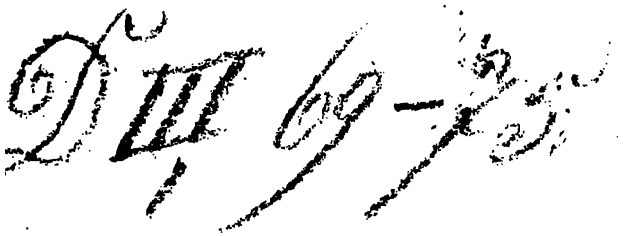
Biblio: Crems:

Der Deutsche

Erster Theil

Schola: Piorum

Magdeburg,
verlegt bey dem Commercien Rath
Hechtel, 1771.



Biblio: Crems:

Der Deutsche

Erster Theil

Schola: Piarum

Magdeburg,
verlegt bey dem Commercien Rath
Hechtel, 1771.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
SEP 30 1985

Der Deutsche.

Erster Theil.

Der Deutſche.

Erſtes Stück.

Magdeburg, am 5ten Jenner, 1771.

„Die Engländer mögen unſre Sprache lernen, wenn ſie unſre Lieder verſtehen wollen!“ ſagte ein Amerikaner zu einem Engländer, der ihn bat, etliche unter ſeiner Völkerſchaft gewöhnliche Lieder ins brittiſche zu überſetzen.

Ich beneide die Wilden wegen dieſes Patrioten! Er verdient es, meinem Vaterlande zum Muſter aufgeſtellt zu werden; einem Lande, das die Werke ſeiner Künſtler verachtet, ſeiner Poeten zuerſt ſpottet, fremde Arbeit und ausländiſche Gelehrte vorzüglich lobt, und ſich nur zuweilen an der kleinen Nation der Schweitzer reibt. (*)

(*) Zimmermann vom Nationalſtolze.

Die Liebe zum Vaterländiſchen ſcheinet jetzt in Deutſchland wieder aufzukeimen, und die Hoffnung, daß dieſe Liebe bald ſtärker und allgemeiner werden dürfte, iſt nicht ohne Grund. Es kommt nur darauf an, daß das Beyſpiel, welches wir in unſern Tagen erlebet haben, nicht einzig bleibe. Der Abgeſandte eines benachbarten Volkes, deſſen Sprache unſere Kinder reden, oft, ehe ſie noch deutſch ſtammeln, bediente ſich ſeiner Mutterſprache in einer Anrede an einen deutſchen Herrſcher. Kaum hatt' er angefangen zu reden, als ihn der Fürſt mit dieſen Worten, die ihm der edelſte Nationalſtolz in den Mund legte, unterbrach: Mein Herr! ich verſteh' ihre Sprache nicht.

Wem iſt es unbekannt, daß ſich in einem jeden Lande das Volk gern nach ſeinen Fürſten zu bilden pflege? Uns wird unſere Sprache ſchätzbarer werden, ſo bald nur unſere Regenten uns noch etliche Beyſpiele von dieſer Art geben wollen.

Aber, meine lieben Leſer und Leſerinnen, iſt es unſere Sprache allein, derer wir uns jetzt zu

ſchämen

ſchämen ſcheinen? Unſere Sitten, unſere Gebräuche, unſere Kleidung, alles iſt ausländiſch. Beynahe wär' ich geneigt, denen zu verzeihen, die uns den Vorwurf machen, daß wir ſo wenig einen eigenthümlichen Nationalcharakter, als einen Nationalgeſchmack haben, und daß der Deutſche bloß zum Nachahmer geſchaffen ſey. Dies iſt wenigſtens nicht zu läugnen, daß wir es in keinem Stücke an unſerm Fleiß ermangeln laſſen, dieſen Vorwurf, ſo demüthigend er auch iſt, zu verdienen. Es hat das Anſehen, als ob alle andere Nationen nur darum wären, um für uns zu denken, zu erfinden, und zu handeln; oder vielmehr im Gegentheil: wir geben uns ſelbſt das Anſehen, als ob wir nur deswegen lebten, um, was andere Nationen denken, nachzudenken; was ſie erfinden, nachzuahmen, es ſey uns angemeſſen oder nicht; was ſie ſagen getreulich nachzubeten; und was ſie thun, nachzuäffen. So verliebt ſind wir in alles, was nicht Deutſch iſt, und ſo begierig, uns alle Thorheiten unſerer Nachbaren eigen zu machen. Unſere Nachbaren ſehen dies, und ſchwillen vom Stolze, daß jetzt ein Volk, vor deſſen Namen und Anblick ſie

vormals bebten, ſich ſelbſt freywillig, und mit unedlem Wetteifer gleichſam zu ihren Sklaven mache.

Gerechter Unwille muß jedem Deutſchen (und der iſt kein Deutſcher, der nicht ſein Vaterland liebt!) das Blut ins Geſicht treiben, wenn er auch nur flüchtige Blicke um ſich her wirft. Der Franzoſe, iſt oft ſo unverſchämt, uns gerade zu, ins Angeſicht Hohn zu ſprechen, und der Eingebohrne Deutſchlands iſt ſo — ſchwach, den übermüthigen Spott des Galliers zu ertragen, und ihn dadurch zu rechtfertigen, daß er den Thoren vergöttert, und ſich ſklaviſch nach ihm bildet. Er kriecht in den ſchimpflichen Ketten fort, die er ſich ſelbſt geſchmiedet, und um die freye Hand geſchlungen hat; und ſtatt dieſelben mit deutſcher Entſchloſſenheit abzuſchütteln, ſchmieget er ſich immer tiefer in das entehrende Joch.

Ich würde mich des deutſchen Blutes, das in meinen Adern fließet, ſchämen und ſchweigen, wenn ich irgend einer Nation ſolche Vorzüge, die hinreichend wären, Deutſchland in den Augen

ſeiner

ſeiner Söhne ſo tief herabzuſetzen, zugeſtehen müßte. Jetzt bin ich ſtolz darauf, daß ich mit freyer Stirn, jeden Ausländer mit allen ſeinen kuechtiſchen Nachahmern auffordern kann, mir dieſe Vorzüge nahmhaft zu machen.

Wo iſt ein Volk gerechter, oder weiſer, oder tapferer als wir? Wo eins, das größer im Frieden, oder furchtbarer im Kriege ſeyn könnte? Wo eins, bey dem Wiſſenſchaften, und Künſte, und Handlung mehr blühet? Welche Nation hat Joſephe, oder Thereſien, oder Friedriche, oder Heinriche, oder Ferdinande unſerm gegründeſten Stolz' entgegen zu ſetzen?

Wir können Leibnitz und Wolf, Fabricius und Haller, Klopſtock und Leßing, Gleim und Hagedorn, und hundert eben ſo große Namen nennen, wenn jene mit Newton und Des Cartes, Milton und Pope, Greſſet und Chaulieu prahlen. Wir haben Mosheime, Spaldinge und Jeruſaleme, gegen Bourdalouen, und Gellerte gegen la Fontänen.

vormals bebten, ſich ſelbſt freywillig, und mit unedlem Wetteifer gleichſam zu ihren Sklaven mache.

Gerechter Unwille muß jedem Deutſchen (und der iſt kein Deutſcher, der nicht ſein Vaterland liebt!) das Blut ins Geſicht treiben, wenn er auch nur flüchtige Blicke um ſich her wirft. Der Franzoſe, iſt oft ſo unverſchämt, uns gerade zu, ins Angeſicht Hohn zu ſprechen, und der Eingebohrne Deutſchlands iſt ſo — ſchwach, den übermüthigen Spott des Galliers zu ertragen, und ihn dadurch zu rechtfertigen, daß er den Thoren vergöttert, und ſich ſklaviſch nach ihm bildet. Er kriecht in den ſchimpflichen Ketten fort, die er ſich ſelbſt geſchmiedet, und um die freye Hand geſchlungen hat; und ſtatt dieſelben mit deutſcher Entſchloſſenheit abzuſchütteln, ſchmieget er ſich immer tiefer in das entehrende Joch.

Ich würde mich des deutſchen Blutes, das in meinen Adern fließet, ſchämen und ſchweigen, wenn ich irgend einer Nation ſolche Vorzüge, die hinreichend wären, Deutſchland in den Augen

ſeiner

ſeiner Söhne ſo tief herabzuſetzen, zugeſtehen müßte. Jetzt bin ich ſtolz darauf, daß ich mit freyer Stirn, jeden Ausländer mit allen ſeinen kuechtiſchen Nachahmern auffordern kann, mir dieſe Vorzüge nahmhaft zu machen.

Wo iſt ein Volk gerechter, oder weiſer, oder tapferer als wir? Wo eins, das größer im Frieden, oder furchtbarer im Kriege ſeyn könnte? Wo eins, bey dem Wiſſenſchaften, und Künſte, und Handlung mehr blühet? Welche Nation hat Joſephe, oder Thereſien, oder Friedriche, oder Heinriche, oder Ferdinande unſerm gegründeſten Stolz' entgegen zu ſetzen?

Wir können Leibnitz und Wolf, Fabricius und Haller, Klopſtock und Leßing, Gleim und Hagedorn, und hundert eben ſo große Namen nennen, wenn jene mit Newton und Des Cartes, Milton und Pope, Greſſet und Chaulieu prahlen. Wir haben Mosheime, Spaldinge und Jeruſaleme, gegen Bourdalouen, und Gellerte gegen la Fontänen.

Ein Volk, das unter ſo vielen groſſen Regenten blühet, das einen Joſeph und einen Friedrich hat; das ſo viele Helde aufſtellen kann; das in jedem Theile der Gelehrſamkeit durch groſſe Männer, und durch die vortreflichſten Schriften (die unſere Nachbarn oft herrlich zu nutzen wiſſen) berühmt iſt; ein Volk, unter dem jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt ſich empor geſchwungen hat, ein ſolches Volk muß mehr von ſeinem Werth erfüllet ſeyn, und waget nichts, wenn es ſich mit jeden andern in einen Rangſtreit einläßt.

So denk ich aus Ueberzeugung von meinem Vaterlande, und wünſche, daß jeder der im Schooße Deutſchlands geboren iſt, eben ſo denken möge. Meine Abſicht gehet nicht dahin, meinen Landsleuten eine lächerliche Aufgeblaſenheit und Verachtung aller andern Nationen einzuflößen. Ich wünſche nicht, daß ſie mit franzöſiſchem Hochmuth auf andre Völker mit verachtendem Mitleid herablächeln, und auſſer den deutſchen Grenzen, nichts als groß, erhaben, tapfer oder vollkommen bewundern ſollen. Nur dies wünſch' ich

ich, daß ſie geneigt werden mögten ihrem Vaterlande das gebührende Maaß von Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Ich hab' es ſchon geſagt, die Hofnung ſey nicht ganz ungegründet, daß der Patriotiſmus (und dieſer ſchränkt ſich nicht bloß darauf ein, daß man Freyheit und Leben für das Beſte des Vaterlands wage; die Liebe zum Vaterlande begreift die Liebe zum Vaterländiſchen in ſich) unter uns wieder aufzuleben beginnen werde. Allein ſo lange unſre Großen uns nur ſparſame Beyſpiele geben; ſo lange noch Italiäniſch und Franzöſiſch die Hofſprachen ſind; ſo lange wir noch die erſte Bildung unſerer Kinder Franzöſinnen, deren Sitten noch dazu oft verderbt genug ſind, anvertrauen; ſo lange dieſe Kinder das Franzöſiſche, radebrechen, und ihre Mutterſprache gar nicht lernen; ſo lange unſere Schriftſteller, wofern ſie anders wollen, daß das deutſche Publikum auf ihre Schriften aufmerkſam ſey, das Titelblatt mit den Worten brandmarken müſſen: aus dem Engliſchen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt; ſo lange wir uns noch durch jede ausländiſche Prahlerey blenden laſſen, und in jede fremde Thorheit vergaft bleiben: — tauſend

andre Umſtände, die eben nicht in die Klaſſe der Kleinigkeiten gehören, übergeh' ich mit Stillſchweigen — ſo lange wird die Hofnung ſchwach bleiben, Deutſchland in Deutſchland wiederzufinden.

Die Spanier, die Engländer, die Franzoſen, lauter Völker, die mit uns vor dieſem nur ein einziges ausmachten, eine jede andre Nation, von der geſitteſten an, bis herunter zum Hottentotten, iſt ſtolz auf ſich ſelbſt. Nur der Deutſche ſchämt ſich ſeines Vaterlandes. Er ſtaunet alles mit Bewunderung an, was mit einem ausländiſchen Stempel bezeichnet iſt, und macht es ſich zur Pflicht, auf alles mit Geringſchätzung herab zu blicken, was das eigenthümliche Gepräge ſeines Vaterlandes träget. Er der bereit iſt, andren Nationen, bis auf ihr Lächerliches nachzuahmen, ahmet keiner einzigen in der Vaterlandsliebe nach.

Man ſage mir nicht, daß es eine Klaſſe von Deutſchen giebt, bey der man eine allgemeine Neigung zum Vaterländiſchen antrift. Ich weiß, daß man ſonderlich den großen Haufen in verſchiedenen Reichsſtädten zu derſelben rechnet. Ich weiß

aber

aber auch, daß dieſe Neigung mehr Haß gegen den Ausländer, als gegen das Ausländiſche; mehr Hang zum gewöhnlichen, als Patriotiſmus ſey.

In jenen Zeiten, als Siegmar ſtritt, und Hermann ſeine Deutſchen, ein freyes Volk, zum Untergange der Legionen anführte, herrſchte noch die Liebe zum Vaterlande unter den Söhnen Theut's. Von ihr glühete jede deutſche Bruſt; jedes Herz war ihr Altar, und zugleich, wenn es erforderlich war, auch ihr Opfer. Man ehrte den, der für das Vaterland ſtritt, und hielt die Wunde für minder rühmlich die nicht für daſſelbe geblutet hatte. Ihm und der Deutſchen Freyheit war jedes Leben heilig, und der ward noch lange nach ſeinem Tode in den Geſängen der Barden genannt, der für daſſelbe auf dem Schlachtfelde hinſank. Zu den Zeiten hatte Germanien noch einen eigenthümlichen Nationalcharakter. Die Tapferkeit, die Treue, die Mäßigkeit, (was man auch immer von ihrer Neigung zum Trinken ſagen mag) die Keuſchheit, die Redlichkeit waren deutſche Tugenden; Tugenden, die der ganzen Na-

tion in allen ihren verſchiednen Völkerſchaften und in jedem einzelnen Bürger gemein waren; Tugenden, durch die ſich unſere Vorfahren in den Augen, ſelbſt derjenigen Völker, von denen ſie Barbaren genannt wurden, ehrwürdig machten; Tugenden, von welchen eine und die andere — mit Schamröthe denk' ichs! unter uns einigermaſſen aus der Mode gekommen iſt, weil man in Frankreich keinen Geſchmack daran findet. Die edle Einfalt der alten deutſchen Sitten die ſtrenge Ausübung einer jedweden Pflicht, die das Vaterland forderte, verdienen mehr als eine kalte Bewunderung. Die Ehrfurcht gegen die Religion, die Achtung gegen ihre Prieſter, und der Widerwille gegen die römiſchen Sitten und Laſter erhielt die Deutſchen gut; die Gleichheit erhielt ſie einig; die Eintracht und der Gehorſam gegen ihre Häupter machte ſie furchtbar. Sie waren gut ohne geſchriebene Geſetze.

Wir haben Geſetze. Aber, unter uns geſagt: wir ſind nicht halb ſo gut, als unſere ehrwürdigen Ahnen. Ihre guten Eigenſchaften, ſo allgemein ſie unter ihnen waren, ſind unter uns nicht alltäglich. Ihre Fehler ſind gröſtentheils von der Beſchaffen-

ſchaffenheit, daß ſie in unſern Tagen nicht in Ausübung zu bringen ſind, ſondern hätten wir ſie vielleicht geerbet. Sie hatten bey ihren Fehlern verſchiedne vortrefliche Sitten; Eine hervorſtehende: den Patriotiſmus.

Sie waren groß, ſo lange ſie den Römern ihre eitlen Künſte, und Weichlichkeit, und Wollüſte, und Laſter ließen; ſo lange ſie ihre arme Hütten liebten; ſo lange ſie ihren Wäldern getreu blieben; ſo lange ſie ihre Helden und ihre Weiſen zu ehren wußten. Aus ganz natürlichen Urſachen müßten wir, ihre Nachkommen, größer und beſſer ſeyn, und weit freyer (*) als ſie waren, und wir ſind — gerade nichts von dem was wir ſeyn könnten, weil uns die Nachahmungsſeuche plagt, weil wir unſer Vaterland nicht lieben, von uns ſelbſt ſchlecht denken, und nur den Engländern und Franzoſen Witz und Verſtand zutrauen.

Ein

*) Das Volk iſt frey, das ſeine eigene Sitten und ſeinen eignen Fürſten hat, der es nach guten Geſetzen regieret. Der iſt der freyeſte, der der beſte Unterthan iſt.

Ein Deutſcher kann ſein ganzes Leben dem gemeinen Wohl einweihen, immer mag er mühſame Nächte durchwachen, arbeiten, nachſinnen, und ſeinem Vaterlande und der Welt durch die herrlichſten Entdeckungen, oder durch die brauchbarſten Schriften nützlich werden: unſre Nachbarn kennen ihn vielleicht, und nutzen ſeine Arbeiten; in Deutſchland weiß ſeinen Namen aufs höchſte hier und da ein Gelehrter. Hätte dieſer Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts ein franzöſiſches Trauerſpiel, oder einen engliſchen Roman überſetzt, die Kinder in Deutſchland würden ſeinen Namen, oder doch wenigſtens ſein Buch kennen.

Ein franzöſiſcher Geck, den die Langeweile plaget, ſpannt ſein leeres Gehirn auf die Folter, brütet, und erfindet eine abentheuerliche Mode — Vielleicht wird er in Frankreich ausgelacht. In Deutſchland verſtehen wir das Ding beſſer! Wir bewundern ſeinen ſchöpferiſchen Geiſt, und finden den lächerlich, der zu vernünftig iſt, eine abgeſchmackte Kopie des Gecken zu werden. Wer unter unſern Landsleuten ſich zuerſt die Thorheit des Galliers eigen macht, iſt ſtolzer auf dieſen

Vorzug,

Vorzug, als es ehemals ein Cherusker, oder ein Katte seyn mogte, der am tiefſten in eine römiſche Kohorte gedrungen war, und einen Adler mit glorreichen Wunden erkaufet hatte.

In einer ſolchen Zeit ſchreib' ich, und nenne die Aufſätze die ich meinen Mitbürgern vorlege, den Deutſchen. Ob ſie unter dieſer Aufſchrift ihr Glück machen werden? — Ob dieſer Name bey einem beträchtlichen Theile meiner Nation, gegenwärtigen Blättern zur Empfehlung gereichen wird? — Zwo Fragen, die ich mir nach Verlauf eines Vierteljahres dadurch beantworten werde, daß ich dieſe Schrift entweder bis zum Ende des Jahres fortſetze oder plötzlich endige. Nach dem Hauptinhalt derſelben, und nach meiner vorzüglichſten Abſicht konnt' ich keinen andern Titel wählen.

Man kann es mit Recht von einem Schriftſteller fordern, daß er den Leſer von dem, womit er ihn zu unterhalten denkt, Nachricht gebe. Wer alſo in dieſen Blättern ein endloſes moraliſches Geſchwätz, eine Sammlung allerliebſter Poſſen, Feenmärchen, Räthſel und ewiger Tändeleyen

und einen franzöſiſchen Ton ſuchet, der wird ſehr weislich thun, wenn er ſich die Mühe erſpart, weiter zu leſen. Wenigſtens iſt dies der Rath, den ich ihm mit alter deutſcher Redlichkeit gebe.

Wer kurze Auszüge aus der Geſchichte Deutſchlands, Nachrichten von dem Urſprunge der alten Deutſchen, ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihrem Gottesdienſte, von unſerm heutigen Zuſtande in Abſicht auf Gelehrſamkeit, Litteratur und Sitten, Anmerkungen über die Sprache, u. ſ. w. mit einem Worte: Aufſätze die für einen Deutſchen intereſſant ſeyn können, erwartet: der mag bis zum Ende des Jahres fortleſen. Wem alle dieſe Sachen ſchon bekannt ſind, der mag ſich durch kleine Gedichte, und untermiſchte Erzehlungen ſchadlos halten. Eingeſandte Aufſätze, wenn ſie meinem Zwecke entſprechen, werd ich annehmen.

Einem Schriftſteller, der mit ſeiner ganzen Nation — noch mehr: einem Deutſchen, der mit Deutſchen ſpricht, muß man Aufrichtigkeit und den, einem Deutſchen anſtändigen Freymuth nicht zum Fehler anrechnen.

Der

Deutſche.

Zweytes Stück.

Magdeburg, am 12ten Jenner, 1771.

„Jenen leeren Raum, jenſeits der Denkmaale der wahren Herkunft einer Nation, hat die Eitelkeit der Menſchen immer mit Fabeln angefüllet, die ihr Alterthum nach Wohlgefallen in die Vorwelt hinausſetzten, um durch dieſes ihren Glanz zu erhöhen. Was ein Dichter ſang, oder ein Redner ſeinem Volke vorſchwatzte, ward eine allgemeine Sage; und in der Folge der Zeit beynahe ein Religionspunkt.“ Dieß ſind die Worte eines vortreflichen Schriftſtellers, deſſen Buch in jedermanns Händen iſt.

In der Hauptsache, muß, was er sagt, unstreitig die Meinung eines jeden seyn, der nur einigermassen seine Blicke auf die Geschichte geheftet hat. Es war beynahe allen Völkern gewöhnlich, sich für unmittelbare Nachkommen irgend einer Gottheit auszugeben; und noch heute finden wir, daß fast alle diejenigen Nationen, welche von der christlichen Religion noch nicht erleuchtet sind, von den Japonesern an, die ganze lange Reihe hindurch, bis zu der allerunbeträchtlichsten amerikanischen Völkerschaft, diesem Wahne huldigen. Aber davon bin ich entfernt, daß ich die Eitelkeit, oder eine jede Art von Stolz als die Quelle dieses Vorgebens betrachten sollte. Die verschiedenen Meinungen aller der Völker, die ihren Ursprung für göttlich halten, scheinen mir aus einer ganz andern, aber einzigen Quelle zu entspringen. Alle diese Fabeln haben Wahrheit zum Grunde.

Anfänglich, da des Noah Nachkommenschaft nur ein einziges Volk ausmachte, war man über den Ursprung der Menschen einig. Man wußte,

wer

wer der Urheber dieſer Welt, und auf welche Art durch ihn das erſte Paar Menſchen hervorgebracht ſey. Die Menſchen mußten ſich nothwendig, ſo wie ihre Anzahl zunahm, immer weiter ausbreiten; folglich entſtanden neue Völker, unter welchen ſich die Wahrheit eine Zeitlang in ihrer erſten Reinigkeit erhielt. Weil ſie aber bloß durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzet wurde, ſo verlohr ſie ſich nach und nach, und ein Gewebe von Fabeln, worin ſich doch immer etwas Wahres einflochte, nahm ihre Stelle ein. Die Länge der Zeit gab dieſen Fabeln endlich eine Art von Glaubwürdigkeit. Oft wiederholt ein Lügner eine von ſeinen Lieblingslügen ſo vielmal, daß er ſie am Ende ſelbſt für wahr hält. Kein Wunder, wenn ein Volk, deſſen ganze Gelehrſamkeit bloß mündlich fortgepflanzt wird, die abendtheuerlichſten Erdichtungen Glauben und Anſehen gewinnen läßt, wenn ſie nach und nach unter ihm entſtehen, im Anfang der Wahrheit ähnlich ſind, und ihm Jahrhunderte hindurch vorgeſagt werden, zumal, wenn der Stolz ſeine

Rechnung dabey findet. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die wahre Geſchichte der Schöpfung als den einzigen und erſten Grund aller der mannigfaltigen Erdichtungen ſo vieler Völker, von ihrer unmittelbar göttlichen Abkunft, anſehe; es ſey mir aber genug, meine Meinung bloß angezeigt zu haben. Die wichtigen Folgerungen, die ſich daraus herleiten laſſen, mögen die Gottesgelehrten, Naturforſcher und Erdbeſchreiber daraus ziehen, wenn ſie wollen.

Auch unſere Vorfahren ſtanden in der Meinung, daß ſie einer Gottheit ihren Urſprung zu danken hätten. Ihre Geſchichte giebt an Dunkelheit keiner etwas nach, und ohne einige griechiſche und römiſche Schriftſteller würden wir nichts von ihnen wiſſen.

Sie ſelbſt hatten keine andern Geſchichtſchreiber, als ihre Dichter, welche ſie Barden nannten. Von dieſen merkwürdigen Männern hab' ich mir vorgeſetzt, zu einer andern Zeit zu reden. Die Lieder derſelben waren gleichſam die Jahrbücher der Nation; allein, da ſelbige nicht pfleg-

ten

ten aufgeſchrieben zu werden, ſondern nur von Mund zu Mund fortgepflanzet wurden; ſo iſt es ganz begreiflich, warum ſo wenige und unvollſtändige Nachrichten aus dem Alterthum bis auf unſere Zeiten gekommen ſind.

Wir ſind in die Nothwendigkeit geſetzt, uns bloß an dasjenige zu halten, was uns die Schriftſteller anderer Nationen von unſerm Vaterlande berichten. Unter allen dieſen iſt Tacitus, der unter Trajans Regierung ſchrieb, unſtreitig derjenige, ſo uns die beſten, vollſtändigſten, und glaubwürdigſten Nachrichten hinterlaſſen hat. Von dieſem wiſſen wir, daß die Deutſchen in einigen uralten Liedern ihren Urſprung dem Gotte Thuiſton, einem Sohne der Erde, und dem Mannus, einem Sohne Thuiſtons, zuſchrieben. Mannus ſoll dieſen Geſängen zufolge drey Söhne gehabt haben, nach welchen diejenigen deutſchen Völker, ſo zunächſt an dem Ocean gewohnt, die Ingävonen; die mitleren, Herminonen; und die übrigen Iſtävonen benannt worden.

Hätt' ich mir vorgeſetzet, eine vollſtändige Geſchichte Deutſchlands zu ſchreiben, ſo wär' ich

vielleicht verbunden, über dieſe Meinung unſerer Vorfahren mich in einige weitläuftige Unterſuchungen einzulaſſen. Zu meiner Abſicht iſt es hinreichend, wenn ich ſage, daß Thuiſton eben der Gott ſey, den andere Schriftſteller mit den Namen Dis, Teut, Theuth, Teutates, u. a. m. belegen, und mit dem Theuth, oder Merkur der Egyptier einerley. Wahrſcheinlicher Weiſe hat man anfänglich unter dieſer Benennung den einzigen wahren GOtt verehret. Daß aber die Deutſchen unter ihrem Mannus, den erſten Stammvater der Menſchen, Adam verſtanden, würde ſchon glaublich ſeyn, wenn es auch nicht aus der Bedeutung des Wortes erweislich wäre. Ob ſie aber nicht mit der Zeit, dieſen Mannus mit dem Noah verwechſelt, wie ſich aus den drey Söhnen, Ingävo, Hermino, und Iſtävo, welche ſie ihm beylegen, muthmaßen läſſet, mag ein andrer unterſuchen.

So viel iſt gewiß, daß Deutſchland bald nach der allgemeinen Verwirrung der Sprachen bewohnet worden, und glaubwürdig, daß die

Deut-

Deutſchen von einem Urenkel des Noah, dem Aſcenas einem Sohne Gomer's, und Enkel Japhet's abſtammen. Dieſer Aſcenas war der Stammvater aller der Völker, die unter dem Namen der Celten bekannt waren, und die ſich nachgehends in fünf beſondere Völker, die Illyrier, Brittannier oder Brittonen, Deutſchen, Gallier und Hiſpanier theilten, und ſich zwar mit dieſen beſondern Namen nannten, aber doch die allgemeine Benennung der Celten noch beybehielten.

Das Wort Deutſch ſtammt unſtreitig von dem Namen Thuiſton, oder Theuth her, für deſſen Nachkommen ſich, wie ich im vorhergehenden geſagt habe, die Bewohner Deutſchlands ausgaben, und nach dem ſie ſich Thie Thaitiſchon, Duitiſchon, Theutiſchon ꝛc. nach den verſchiedenen Dialekten der celtiſchen Sprache, nannten. Diejenigen irren, die in der Meinung ſtehen, als wenn dieſe Benennung vom Teuto, einem Könige der däniſchen Inſeln, oder von den Teutonen, den Bewohnern dieſer Inſeln, herkommen. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß der

Völker nicht in Städten wohnen, und daß
nicht einmal Wohnsitze, die aus aneinander h
genden Häusern bestehen, unter sich dulden.
wohnen von einander, abgesondert und einz
nachdem ihnen etwa eine Quelle, ein Gefi
oder eine Waldung bequem scheinet. S
Wohnplätze legen sich nicht auf unsere Art
Wir bauen unsere Häuser straßenweise an
ander: sie lassen, ein jeder um das seinige, ei
leeren Platz."

Zu ihren Gebäuden gebrauchten sie weder
hauene, noch Ziegelsteine; sie baueten bloß
Holz, und auch dieses war eben nicht aufs z
lichste bearbeitet. Sie begnügten sich, von
gefällten Bäumen die Zweige und Rinde zu hac
und diese Balken zwischen aufrechtstehenden P
sten über einander zu legen. Dieß waren
Wände, welche sie in verschiedenen Gegenden
Deutschland, wie Tacitus erzählet, mit einer
von farbigten und glänzenden Thon zu überzie
pflegten, wodurch dieselben in der Ferne wie
malet schienen. Auch von Dachziegeln wuß

ſie nichts; ihre glücklichen Hütten waren mit Stroh oder Schilf gedecket.

Feſtere, und dauerhafter gebauete Häuſer waren ihnen unnütz, indem ſie nicht gewohnt waren, lange an einem Orte zu wohnen. Es war dieß eine allgemeine Gewohnheit aller alten Völker, daß ſie den Ort ihres Aufenthaltes oft veränderten. Die alten Deutſchen hatten den Gebrauch, wenn ſie eine neue Gegend zu ihrem Wohnſitz wählten, daß ihre Führer das Land unter das Volk theilten. Sie bewohnten einen ſolchen Diſtrikt ungefähr ein Jahr lang. Nach Verlauf deſſelben legten ſie ihr weniges Geräthe auf Wagen, und zogen mit ihrem Viehe in eine andere Gegend, damit die, welche ſie bisher bewohnet hatten, Zeit haben möchte, ſich wieder zu erholen, und nichts an ihrer Fruchtbarkeit verlöhre, weil ſie es für unanſtändig hielten, den Acker zu bauen.

„Wir verwechſeln, ſagten ſie, unſere Wohnungen jährlich, damit niemand unter uns ſich durch eine anhaltende Gewohnheit hinreiſſen laſſe,

und die Neigung zum Kriege mit dem Ackerbaue vertauſche. Wohnten wir lange an einem Orte, und beſäße jeder ſeine Ländereyen eigenthümlich, ſo würde mancher ſuchen, ſeinen Bezirk zu erweitern; der Mächtigere würde um ſich greifen, und den Kleineren aus ſeinem Beſitze treiben: wir würden weichlich werden, und die Weichlichkeit würde uns bald lehren, unſere Häuſer ſorgfältiger zu bauen, daß ſie einen ſtärkern Schutz wider Froſt und Hitze und die Ungemächlichkeiten der Witterung darböten: wir würden die Habſucht kennen lernen; aus dieſer würden innerliche Unruhen und Uneinigkeiten entſtehen. Jetzt wird unſer Volk im Gleichmuth erhalten, da ein jeder unter uns ſiehet, daß ſeine Güter den Gütern des Angeſehenſten die Wage halten. Wir lieben den Landbau nicht, und die Hoffnung der Erndte hat für uns nichts Reizendes: aber wir eilen dem Feind entgegen, erkämpfen uns ruhmvolle Wunden; und verachten die unthätige Trägheit, die das durch Schweiß erwerben will, was ſich mit Blut und Wunden erkauffen läſſet.“ So dachte

dieß

dieß ſtreitbare Volk. Seine Hauptneigung war der Krieg. Ein jeder konnte durch denſelben gewinnen, und keiner verlieren. Die Sorge für ſeine Palläſte, und die Erhaltung ſeiner Ländereyen konnte keinem ein beſonderer Antrieb ſeyn, die Schlacht zu ſcheuen, oder vom Kriege abzurathen. Ihre Hütten, wenn ſie auch der Feind zerſtörete, waren leicht wieder hergeſtellet; ihre Weiber begleiteten ſie zum Schlachtfelde, waren dem Treffen nahe, ſaugten und verbanden die Wunden der Blutenden, und munterten durch ihren Zuruf die Streitenden auf. Im Geräuſch der Waffen erzogen, von Jugend auf an das Getöſe der Schlacht gewöhnet, durch beſtändige Beſchäfftigungen mit der Jagd abgehärtet, mußten ſie den Krieg lieben. Das Anſehen derjenigen, die ſich durch vorzügliche Tapferkeit hervorthaten, und durch kühne Thaten unterſchieden, war einem jeden ein Sporn, rühmliche Gefahren aufzuſuchen.

Ich hätte ſchon anführen müſſen, was Seneka, Tacitus und andere Schriftſteller von der Gewohn-

wohnheit der Deutſchen ſagen, tiefe unterirdiſche Hölen anzulegen. Dieſe bedeckten ſie oben mit vielem Miſte und Erde; und bedienten ſich derſelben theils zu ihrem Winteraufenthalte in der ſtrengſten Kälte, theils ihren etwanigen Vorrath aufzubewahren. Die Oeffnung verbargen ſie. Wenn nun auch der Feind die Häuſer verheerte, ſo blieben doch dieſe Hölen in Sicherheit, ſo wohl weil ſie verborgen waren, als auch deswegen weil er ſich nicht die Mühe gab, dieſelben aufzuſuchen, indem die verſteckten Reichthümer dieſer genügſamen Nation in der That die Mühe ihnen nachzuſpüren nicht bezahlten.

Man kann ſich leicht die Rechnung machen, daß die Kleidung der tapfern Deutſchen ihren Wohnungen und Lebensart vollkommen müſſe entſprochen haben. So gar die deutſchen Damen liebten den Putz nicht ſonderlich, und foderten ihn von ihren Liebhabern eben ſo wenig. Der war ihnen der angenehmſte, der an Stärke, Tapferkeit und Redlichkeit ſeine Mitwerber übertraf, er mogte übrigens in einer Hirſchhaut, oder in einem Fuchspelze erſcheinen.

Beſſer als ich, hat der Barde Rhinsgulph dieſe Sitte unſrer Väter beſchrieben. Wer kann es leſen, ohne ſich Glück zu wünſchen, daß er ein Deutſcher iſt! oder ohne zu klagen, daß wir entartete Enkel ſind! ſo ſagt der Geſang der Barden:

Sanft

Sanft will ichs der Nachwelt ſingen
Wie der Sieger Sitte war.
Lern es, Enkel, daß in Blöße
Reichthum, und in Unſchuld Größe,
Tapferkeit in Tugend war.
So, von eignen Sohnen groß,
Von eigner Tugend warm,
Schlief unſre Mutter in dem Schooß
Des Glücks, der Ruh im Arm.
Indeß ſchlafloſe Tapferkeit
Die Sichere bewacht;
Indeß der Ruhm, die ſtrohbedeckten Hütten
Ehrwürdig macht,
In welchen alte Redlichkeit
(Alt, aber ewig wie ein Gott)
Und Gnüge, die ſich ſelbſt belohnet
So gern, ſo lange wohnet.
Da freut mit rechtem Stolze ſich
Die gute Mutter über dich;
Du, ihrer Kinder reiche Schaar,
Die ihre Luſt und Stärke war:
Noch jauchzt ſie, wenn von Glied zu Glied,
Sie Enkel, gleich den Vätern, ſieht;
Mit Händen, die nicht Arbeit ſcheuen,
Mit Augen, draus die Unſchuld blickt,
Mit Herzen, die ſich früh dem Muthe weihen,
In Leibern, nicht von Weichlichkeit erſtickt.

Rom

häute, ein paar Ellen von groben wollenen Zeuge, oder eine von Baſt geflochtene Matte, dieß war alles, was ſie brauchten, leicht anzuſchaffen, und, weil bey ihnen ein jeder Schnitt nach der Mode war, leicht verfertiget.

Um ihre Kinder frühzeitig zu gewöhnen eine jede Witterung erträglich zu finden, und ihre Leiber abzuhärten, ließen ſie dieſelbigen ungefähr bis in das zwanzigſte Jahr, auch in der allerſtrengſten Kälte, völlig unbekleidet gehen, und hielten es für die ſchändlichſte Art von Aufführung, wenn einem Jünglinge, ehe er dieſes Alter erreicht hatte, die genaueſte Bekanntſchaft mit einem Frauenzimmer vorgeworfen werden konnte. Eine Denkart, die bey uns nicht mehr im Gebrauch iſt.

Nach dem zwanzigſten Jahre trugen ſie eine Art von Mantel, oder Decke. Dieſes Kleidungsſtück (*) war viereckig, aus Wolle gewirket, und an der auswendigen Seite zottig. Oft war es mit bunten Streifen oder Würfeln gewebet.

Sie

(*) Sagum, Sagum quadrum.

Sie hiengen daſſelbe um die Schultern, und befeſtigten die beyden Zipfel auf der Bruſt mit einer Schnalle, oder in Ermangelung derſelben mit einem Dorne. Dieſes Gewand ließ die Arme unbedeckt, und reichte über den Rücken bis etwas unterhalb der Hüften herunter.

Dergleichen Decken waren zum öftern, ſtatt der Wolle, nur aus Baſt geflochten. Ich ſtelle mir nicht vor, daß dieſes Flechtwerk bloß eine Kleidung der Aermeren geweſen ſey; denn die wilden Thiere konnten in den ungeheuren Waldungen Deutſchlands wohl ſo ſelten nicht ſeyn, daß die Häute derſelben bloß für die Vermögenden gehöret haben ſollten, da jedermann ein Recht zur Jagd hatte. Diodor ſagt ausdrücklich, ſie hätten im Winter dickere, in der warmen Witterung aber dünnere Mäntel getragen. Vielleicht ſind die aus Baſt geflochtenen Matten, ihre Sommerkleidung geweſen.

Sie trugen auch eine Art kleiner Kamiſöler, die Cäſar Rhenones nennet. Dieſe giengen

vom Halſe bis an den Nabel, waren ohne Aermel, und aus Thierhäuten verfertiget (*).

Eine ſehr gewöhnliche Kleidung unter den Nachkommen des Mannus war die Haut eines Thieres, an welcher ſie gemeiniglich die Ohren und Hörner ließen, und ſie dergeſtalt um die Schultern, nach Art eines Mantels befeſtigten, daß dasjenige Theil der Haut, das den Kopf des Thieres bedecket hatte, ihr Hauptſchmuck wurde. Hierdurch vermehrten ſie ihr fürchterliches Anſehen in den Augen der Feinde.

Man ſtelle ſich einen hübſchen jungen Mann vor, ſtark von Sehnen, Knochen und Muskeln, mit einem dicken rothen Knebelbarte, feurigen Augen, und donnernder Stimme; einen Mann, der ſeine vollen ſieben Fuß, und drüber, lang iſt, eine Hirſchhaut auf den Schultern, und ein

artiges

(*) Rhenones ſunt velamina humerorum et pectoris, vsque ad vmbilicum, atque intortis villis adeo hiſpidi, vt imbres reſpuant. *Iſidor.*

artiges Hirschgeweih von achtzehn bis zwanzig Enden auf dem Kopfe trägt, und das Ansehen hat, als ob er eine gute knotigte Keule aus festem Holze, behende zu schwingen wisse, und verdenk' es, wenn man kann, den Galliern, daß ihnen eine Schaar solcher Krieger furchtbar schien.

Ihr Pelzwerk, von dem sie beständig die haarige Seite auswärts trugen, wußten die alten Deutschen mit bunten, gemalten Flecken, oder, wie es noch heutiges Tages gebräuchlich ist, mit darauf geneheten Stückchen von schwarzer Farbe zu zieren.

Statt der Schuhe trugen sie eine Art von Halbstiefeln, die, wie Sidonius Apollinaris bemerket, aus Pferdehäuten, woran die Haare blieben, verfertiget waren.

Man siehet, daß die alten Bewohner Germaniens diese beschriebenen Kleidungsstücke mehr zum Schutze wider Schnee und Regen, als im eigentlichen Verstande, sich zu bekleiden brauchten. Denn in der That war die Kleidung der

Erwachſenen nicht viel mehr werth, als die Blöße ihrer Jugend. Ein Deutſcher in ſeinem völligen Putze war mehr als halb nackend. Doch ſagt Tacitus, daß die Vermögendſten unter ihnen ſich durch ordentliche Kleider (veſtis) unterſchieden, die ſehr eng, gleichſam wie auf den Leib genehet, und ſo gemacht waren, daß ſie den Bau der Glieder im geringſten nicht verbargen.

Sie beſtanden aus einem Wams, deſſen Aermel ſich mitten zwiſchen der Schulter, und dem Ellenbogen endigten, und in Beinkleidern die nicht völlig bis an die Knie herunter reichten, und waren aus wollenem Zeuge, Leinwand oder Leder gemacht. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes Wammes gemeiniglich mit den Beinkleidern aus einem Stücke beſtanden.

Die deutſche Schöne bekleidete ſich, ſo wie ihr Mann, mit einem Kamiſölchen (Rheno), einem Mantel oder Decke (Sagum), oder einer Haut. Auch trugen etliche eine Gattung von Hemden ohne Aermel. Dieſe waren von Leinewand, zuweilen ſchlechthin weiß, zuweilen mit

purpur

purpurfarbnen Streifen. Folglich war bey ihnen, eben ſo als bey den Männern, das größeſte Theil des Körpers unbekleidet.

„Und die Leute ſchämten ſich nicht?“

Im geringſten nicht, Madame! Was hätte dieß unſchuldige Volk für Urſache dazu gehabt? Ich ſage Ihnen noch dazu, daß die Deutſchen faſt täglich auch ſogar dieſe wenigen Kleider ablegten, und völlig nackend, Männer und Weiber, und Mädchen und Jünglinge unters einander, in den Flüſſen badeten.

„Ein häßliches Gemälde, mein Herr!“

Mit Ihrer Erlaubniß! ein herrliches Gemälde! Eine erhabene Lobrede für unſere Vorfahren!

Halten Sie ja die Hand nicht vor die Augen, Mademoiſelle, wenn Sie auf meine Zeichnung blicken, wofern ich nicht, zum Nachtheil Ihrer Tugend, vermuthen ſoll, daß Sie durch die Finger ſehen. Die alten Deutſchen waren ſo vortrefliche Leute, und von ſo reinem und unſchuldigem Herzen, daß ſie einander ohne

alles Aergerniß in naturalibus ſehen konnten. Es erweckte bey dieſer ehrwürdigen Nation nicht einmal den geringſten Argwohn, daß die Ehrbarkeit dadurch verletzet werden könne, wenn dieſes oder jenes Theil des Körpers, oder gar der ganze Leib, unbedecket bliebe.

Adam flochte Feigenblätter, wie Sie wiſſen; aber nicht eher, bis ſein Herz verderbt war. Die Deutſchen hielten es nicht eher für unanſtändig, halb oder ganz unbekleidet zu gehen, bis ſie die Unſchuld und Reinigkeit ihrer Sitten verlohren hatten.

Und Sie, werther Herr! ſagen Sie mir einmal, warum gereicht es in unſerem keuſchen und ſittſamen Jahrhunderte keiner Seele zum ſonderlichen Aergerniß, wenn eine blühende Schönheit mit unbedecktem Buſen öffentlich erſcheinet? Noch mehr: warum ſchämen ſich unſere Schönen nicht, den Nacken, die halben Schultern, und ein großes Theil der Bruſt entblößt zu laſſen?

„Ja . . . dazu ſind wir gewöhnet?“

Aller-

Allerliebſt! Die alten Deutſchen, bey denen hnehin, nach dem Zeugniſſe eines vortreflichen Schriftſtellers, (*) die guten Sitten mehr vermogten, als in andern Ländern gute Geſetze, waren gleichfalls daran gewöhnet. Alſo, mein Herr! geben Sie ſich die Mühe, wenn es Ihnen beliebt, von Einem Gewohnt ſeyn auf das andere zu ſchließen.

Selbſt in unſeren Zeiten übertreffen uns diejenigen Völker, die ſich keiner Kleider bedienen; ſo ſehr an gewiſſen Tugenden, daß ich keiner bekleideten Nation rathen will, Keuſchheit gegen Keuſchheit auf die Wage zu ſetzen. Woher dieſes rühre, iſt ſchon vor mir ſo oft geſagt, daß es einem jeden meiner Leſer bekannt ſeyn kann; ich darf alſo nicht befürchten, daß ich mich durch Vorenthaltung einer Wahrheit, die zur Vertheidigung unſerer Väter gereichen kann, verſündige. Zur größeren Beruhigung

(*) Plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. *Tacit.*

meines Gewiſſens erinnere ich mich, daß es auch in franzöſiſchen Büchern geſagt iſt.

Ich muß noch ein Wort von dem Kopfputz der alten Deutſchen ſagen. Man wird ſich vermuthlich aus dem vorhergehenden Bogen erinnern, daß dieſelben durchgehends gelbes oder rothes Haar hatten. Sie liebten dieſe Farbe ſo ſehr, daß ſie ſolche durch gewiſſe Mittel erhöheten. Der Geſchmack hat ſich geändert. Wenigſtens hab' ich noch kein einziges mal auf dem Nachttiſch einer Brünette ein Töpfchen mit einer ſcharfen, beizenden Lauge aus guter Buchenaſche, neben ihrer Seifenkugel gefunden. Denn Lauge und Seife waren die Mittel, derer ſich die Alten zum Färben der Haare bedienten. Zwar ſah' ich oftmals, wenn ich zeitig genug kam, ein ſilbernes Schächtelchen mit Carmin; allein weil oft ein Bleykamm darneben lag, und das Kammermädchen mit eilfertiger Hand ein Schnupftuch oder eine Nachthaube über etliche weiße Farben warf: ſo ziehe ich, zur Steuer

der

der Wahrheit, aus dieſen Vorderſätzen den bündigen Schluß:

Daß der Carmin nicht zum Röthen der Haare angewendet werden,

ſondern vielmehr

zu irgend einem andern Gebrauche beſtimmet ſeyn müſſe.

Auch rothe Pommade fand ich. Allein ich will es beſchwören, daß dieſe nur gebraucht wird, die Schönheit der Lippen in Bau und Beſſerung zu erhalten. Und wenn ich es anders ſagte, müßt' ich es lügen.

Es iſt eine verzweifelte Gewohnheit', daß ich ſchwerlich auf einem Fußſteige, er mag trocken, oder ſumpfigt ſeyn, fortſchlentern kann, ohne von Zeit zu Zeit, entweder mit dem rechten oder linken Fuße neben aus, auf dem Anger zu treten. Wer mit mir gehen will, es ſey nun, daß er die Abſicht hat mir Geſellſchafft zu leiſten, oder daß ich ihm Geſellſchaft leiſten ſoll, der muß ſich daran zu gewöhnen ſuchen.

Aber,

auf den Ackerbau legten, hatten ſie nur wenig Frodt. Hergegen boten ihnen ihre fürchterlichen Wälder einen Ueberfluß von Wildpret dar. Da ihr ganzer Reichthum in ihren Heerden beſtand, fehlte es ihnen auch nicht an zahmen Fleiſche, Milch, Butter und Käſe. Auch nahmen ſie mit wildem Obſt vorlieb.

Wollen Sie mir erlauben, meine Damen, daß ich Sie in die Küche eines alten Deutſchen begleite? Sie dürfen nur wenige Schritte thun, und haben keine Treppe zu ſteigen. Ich muß aber ſo unhöflich ſeyn, und voran gehen, Ihnen den Weg zu zeigen. Folgen Sie mir nur immer nach.

Wenn Sie dem dicken Quartbande des Herrn Arnkiel, und einigen andern glauben, ſo ſtehen Sie in der Einbildung, daß die Deutſchen Menſchenfleich aßen. Ich habe Sie deswegen ſelbſt in die Küche geführet, damit Sie mit Ihren Augen ſehen können, daß Arnkiel, den ich ſonſt für einen recht guten Mann halte, dießmal lügt. Auch ſehen Sie, daß ſie das Fleiſch nicht roh eſſen, ſondern daß hier Töpfe am Feuer ſtehen, und Bratſpieſſe gedrehet werden, und Carbonnade geröſtet wird. Laſſen Sie ſich alſo nicht überreden, wenn man ihnen aus dem Buche eines gewiſſen Pomponius Mela erzählet, daß die Deutſchen das Fleiſch roh geſpeiſet, und, um es mürber zu machen,

es

es vorher mit Händen und Füßen geknetet und getreten haben sollen. Von allem diesen ist, ich stehe Ihnen dafür, keine Sylbe wahr.

Ihr Getränk — Doch meine Damen! ich muß Ihnen den kleinen Streich spielen, und Sie auf etliche Tage in der räucherigten Küche lassen. Dafür aber will ich Sie bey erster Gelegenheit mit auf ein deutsches Gastmahl nehmen, wo sie nicht übel bewirthet werden sollen.

Bey dem Commercien-Rath Daniel Christian Hechtel ist neu angekommen und zu haben:

Karl Christian Reckert kleine Lieder, groß 8. Münster und Hamm, 1770. 6 Ggr.

Karl Christian Reckert der junge Held in vier Gesängen, 8. ebendaselbst. 4 Ggr.

— Amazonen Lieder, 8. ebendas. 4 Ggr.

J. J. Schneider, die bedeckte Vestung, 8. Hannover. 8 Ggr.

Joh. Aug. Ernesti, das Andenken des Hrn. Christ. Fürchtgott Gellert, gr. 8. Leipzig 3 Ggr.

— Ebendasselbe in lateinischer Sprache, 8. 3 Ggr.

Hrn. Gellerts Moral, 2 Bände, gr. 8. 1 Thlr. 12 Ggr.

— Ebendasselbe in klein 8. 1 Thlr.

Gedich-

Gedichte der Freundſchaft, der Liebe, und dem Scherze geſungen, 2 Theile, 8 Helmſtädt. 8 Ggr.

Die Zuſchauerin an der Spree, 8. Berlin. 12 Ggr.

J. C. Blum vermiſchte Gedichte, 8. Berlin 1771. 4 Ggr.

Verſuch einer proſaiſchen Ueberſetzung der griechiſchen Liedern des Pindars, 2 Theile, 8. Berlin 12 Ggr.

David Hume Geſchichte von England, von dem Einfalle des Julius Cäſar an bis auf Eliſabeth, dritter Band. Aus dem Engliſchen, groß 4. Breslau. 1 Thlr. 12 Ggr.

Philipp Peter Guden von Wittwencaſſen, und der dabey zu vermuthenden höchſten Wittwen Zahl, ingleichen von der Wahrſcheinlichen Lebensdauer des männlichen und weiblichen Geſchlechts, 4. Hannover 1771. 10 Ggr.

G. B. Schirachs hiſtoriſche Briefe, 8. Helmſtädt. 6 Ggr.

Der

Deutſche.

Viertes Stück.

Magdeburg, am 26ten Jenner, 1771.

Ich trete niemals in einen Wald von Eichen, deren Stämme ihr hohes Alterthum zu erkennen geben, und die durch ihre dicken und belaubten Aeſte keinen Sonnenſtral durchfallen laſſen, ohne einen heiligen Schauer zu empfinden; nicht allein weil die Stille, Einſamkeit und Dunkelheit eines ſolchen Orts, das Gemüth mit einer gewiſſen Ehrfurcht erfüllet; ſondern vornemlich, weil ich mir einbilde, daß ich vielleicht auf einem Fleck ſtehe, wo die alten Deutſchen ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen gehalten, und ihren Gottheiten ihre Opfer dargebracht. Hier, denk ich,

hier saßen vielleicht, deine wilde Vorfahren in einem Kreiſe, mit ihren Waffen in der Hand, verſöhnten die Götter mit ihren unmenſchlichen Opfern, und ſchmauſeten nach Vollendung der vermeinten heiligen Handlung, bis ſie trunken in den tiefſten Schlaf fielen. Hagedorn, der als Dichter, unſere Väter ſich nicht gern in Bier wollte berauſchen laſſen, läßt ſie bey ihren gottesdienſtlichen Schmäuſen Wein trinken.

Den Götterdienſt, den Kriegesrath
Muß oft gepräfter Wein beleben:
Fürſt, Barde, Feldherr und Soldat,
Wer liebte nicht die edlen Reben?
Ja, alles iſt der Wein bey euch;
Ihr opfert, und ihr trinkt zugleich.
Dort liegt der Wurfſpieß und die Keule.
Ihr tanzt um Wodans Blutaltar,
Wälzt euch, wo Hertha heilig war,
Und taumelt um die Irmenſäule.

Der Dichter mag in Anſehung des Weins recht oder unrecht haben, genug, daß er im übrigen recht hat, ſeine Verſe fallen mir in jedem Haine von Eichen ein. Unſere Deutſchen hatten

vor der Ankunft der Römer keine Tempel, sondern die Wälder waren der Ort, wo sie sich zur Uebung ihrer Religion versammelten. Unter allen Bäumen war ihnen vornehmlich der Eichbaum heilig, dessen Stamm ihnen die oberste Gottheit vorstellte, und dessen Frucht sie eine große Kraft zuschrieben, daher sie dieselbe auch Guthyl oder Gut-Heil nannten, weil sie solche bey allerley Wunden, und auch wieder innerliche Uebel gebrauchten. Wenn ich meine Gedanken von ihrem Aberglauben abwende, und sie bloß auf die Sache richte, GOtt in einem solchen Haine, in der freyen und offnen Natur zu verehren, so gefallen mir die ehrlichen Deutschen. Es ist eine große Idee, sich das Ganze, oder die ganze Welt als einen allgemeinen Tempel vorzustellen, darinn alles den Schöpfer predigt, und die Gottheit nicht in einen Tempel einzuschließen, der mit Händen gemacht ist. Hier, wo ihn die ganze Natur preiset, wo der Sturmwind und Donner seine Herrlichkeit verkündigt, wo das Rauschen der Aeste, und das Säuseln im Baume

den nahen Gott anzeigt, hier ſteh auch ich, mit der ganzen Natur ihn anzubeten. Welches Herz erweitert ſich nicht bey dieſem Gedanken, und welche Seele glühet nicht von Andacht! Meine Leſer werden mir dieſe Ausſchweifung verzeihen; ich führe ſie ſogleich wieder in die heiligen Haine unſerer Vorfahren, wo der Gottesdienſt leider freylich ein trauriger Aberglaube war.

Die Haine in ihren Eichenwäldern waren von verſchiedener Geſtalt; einige zirkelförmig, andere länglichrund, und mehr oder weniger geräumig, nach der Weitläuftigkeit des Landes, deſſen Bewohner ſich daſelbſt verſammelten. Lucanus hat als Dichter einen ſolchen Hain beſchrieben, zwar einen Hain bey der Stadt Marſeille, aber das hindert uns nichts, denn die Religion der alten Gallier und der alten Deutſchen, war völlig einerley. „Außerhalb der Mauern der Stadt Marſeille, ſagt er, liegt ein heiliger Wald, der ſeit der Schöpfung von keiner Axt berühret worden. Die Bäume deſſelben wachſen ſo dick, daß ſie die Stralen der Sonne nicht durchdrin-

gen

gen laſſen, ſondern eine immerwährende Dämmerung herrſchet an dieſem Orte. Weder Nymphen noch Waldgötter können hier wohnen, weil dieſer Ort, den allerunmenſchlichſten Geheimniſſen gewidmet iſt. Man ſiehet eine Menge von Altären, darauf ſie Menſchenopfer darbringen. Wenn man einer Sage glauben darf, ſo wiegt ſich nie ein Vogel auf dieſen Zweigen, kein Thier geht jemals unter denſelben, kein Wind ſetzt ſie in Bewegung, und kein Donnerſchlag traf ſie jemals. Dieſe prächtigen Eichen, und die ſchwarzen Bäche, die ſich durch dieſen Hain ſchlängeln, erfüllen das Gemüth mit Furcht und Schrecken. Die Geſtalten des Gottes in dieſem Haine, ſind ein roher und unförmlicher Klotz, der mit ſcheußlichen gelben Moos überdeckt iſt. Niemand wohnt in dieſem Hain, aus Ehrfurcht gegen die Gottheit. Nur um Mittag und Mitternacht, geht ein Prieſter zitternd in denſelben, ſeine ſchrecklichen Geheimniſſe zu verwalten.“ — In ſolchen Hainen verehrten die Deutſchen ihre Gottheiten, opferten ihnen, Thiere und Menſchen, hörten die Weiſſa-

gungen ihrer Prieſter und Prieſterinnen, und lernten die Grundſätze ihrer Religion, die alle in Gedichten oder Liedern abgefaßt waren.

Alle Schriftſteller ſtimmen überein, daß ſie Menſchen geopfert. Kriegsgefangene hatten gemeiniglich ein ſolches Schickſal. Bey den Cimbriern verrichteten die Prieſterinnen dieſe grauſamen Opfer. So bald einige Gefangne gebracht wurden, flogen dieſe Weiber auf ſie los, warfen ſie nieder, zogen ſie zu einer großen Ciſterne, wo eine Fußbank war, auf welcher die Opferprieſterinn ſtand, die jedem dieſer Unglücklichen ein langes Meſſer in die Bruſt ſtieß. Aus dem Fluſſe des Bluts und aus den Eingeweiden weiſſagten ſie, und dieſe Weiſſagungen wurden alsdenn dem ganzen Heere mitgetheilt. Daß die Deutſchen, die mit den Cimbriern einen gemeinſchaftlichen Urſprung hatten, und ihre Religion aus einer und eben derſelben Quelle empfingen, auch in dem Wahne ſtunden, daß der Werth der Opfer um ſo viel größer wäre, je vorzüglicher das Geſchöpf ſey, was man opfere, beſtätigt Tacitus,

citus, in der vortreflichen Stelle seiner Annalen, wo er erzählt, daß Germanicus mit dem römischen Heere an den Ort gekommen, wo Varus mit seinen Legionen, einige Jahre vorher, von den Deutschen geschlagen worden. Das Heer des Germanicus kam auf dem Platz an, wo das Lager des Varus gestanden. Mitten im Lager sahe man die weissen Todtengebeine, zerstreuet, oder in Haufen liegen, nachdem sie geflohen waren, oder Widerstand gethan hatten; dabey lagen zerbrochene Gewehre, Gerippe von Pferden, und auf Stämme von Bäumen gesteckte Menschenköpfe. In den umliegenden Hainen waren die barbarischen Altäre, bey welchen sie die Tribunen, und die vornehmsten Centurionen geschlachtet hatten.

Ihre Priester hiessen Druiden; sie hatten die Besorgniß aller gottesdienstlichen Angelegenheiten, und die gröste Macht und Gewalt in allen bürgerlichen Geschäften. Sie erwählten die jährlichen obrigkeitlichen Personen, und diese durften ohne ihren Rath und Beyfall nichts

gungen ihrer Prieſter und Prieſterinnen, und lernten die Grundſätze ihrer Religion, die alle in Gedichten oder Liedern abgefaßt waren.

Alle Schriftſteller ſtimmen überein, daß ſie Menſchen geopfert. Kriegsgefangene hatten gemeiniglich ein ſolches Schickſal. Bey den Cimbriern verrichteten die Prieſterinnen dieſe grauſamen Opfer. So bald einige Gefangne gebracht wurden, flogen dieſe Weiber auf ſie los, warfen ſie nieder, zogen ſie zu einer großen Ciſterne, wo eine Fußbank war, auf welcher die Opferprieſterinn ſtand, die jedem dieſer Unglücklichen ein langes Meſſer in die Bruſt ſtieß. Aus dem Fluſſe des Bluts und aus den Eingeweiden weiſſagten ſie, und dieſe Weiſſagungen wurden alsdenn dem ganzen Heere mitgetheilt. Daß die Deutſchen, die mit den Cimbriern einen gemeinſchaftlichen Urſprung hatten, und ihre Religion aus einer und eben derſelben Quelle empfingen, auch in dem Wahne ſtunden, daß der Werth der Opfer um ſo viel größer wäre, je vorzüglicher das Geſchöpf ſey, was man opfere, beſtätigt Tacitus,

citus, in der vortreflichen Stelle seiner Annalen, wo er erzählt, daß Germanicus mit dem römischen Heere an den Ort gekommen, wo Varus mit seinen Legionen, einige Jahre vorher, von den Deutschen geschlagen worden. Das Heer des Germanicus kam auf dem Platz an, wo das Lager des Varus gestanden. Mitten im Lager sahe man die weissen Todtengebeine, zerstreuet, oder in Haufen liegen, nachdem sie geflohen waren, oder Widerstand gethan hatten; dabey lagen zerbrochene Gewehre, Gerippe von Pferden, und auf Stämme von Bäumen gesteckte Menschenköpfe. In den umliegenden Hainen waren die barbarischen Altäre, bey welchen sie die Tribunen, und die vornehmsten Centurionen geschlachtet hatten.

Ihre Priester hiessen Druiden; sie hatten die Besorgniß aller gottesdienstlichen Angelegenheiten, und die gröste Macht und Gewalt in allen bürgerlichen Geschäften. Sie erwählten die jährlichen obrigkeitlichen Personen, und diese durften ohne ihren Rath und Beyfall nichts

unternehmen. Sie hatten den Unterricht der Jugend, und die Unterweisung des Volks in den Lehrsätzen der Religion, so weit sie dieselbe bekannt machen wollten, denn vieles blieben Geheimnisse, die sie für sich behielten. Auch hatten sie Druidinnen, oder Priesterinnen, die sonderlich wegen ihrer Wahrsagungen bey den Deutschen in grosser Achtung standen, so daß sie nichts unternahmen, ohne diese Weiber vorher um Rath zu fragen.

Es wäre wieder den Zweck einer solchen periodischen Schrift, als diese Blätter sind, sich in eine zu kritische Untersuchung ihrer Gottheiten einzulassen. So viel ist genug zu bemerken, daß die Deutschen vielleicht in den ältern Zeiten die patriarchalische Religion gehabt, wie sie von Noah und Japhet auf ihre Kinder gekommen, daß aber diese Quelle durch mündliche Fortpflanzung bald trübe geworden. Sie scheinen aber doch auch noch in den folgenden abergläubigen Zeiten ein höchstes Wesen, unter dem Namen Esus oder Hesus verehrt, und

unter

unter dem Stamm einer Eiche ſich dieſe Gottheit vorgeſtellt zu haben. Hernach nahmen ſie eine Menge Untergottheiten an, denen ſie Altäre und Opfer in ihren Hainen weiheten. Einige ihrer vornehmſten Götter waren Odin, oder Wodan, und deſſen Sohn Tohr. Von dieſen beyden Gottheiten hatte der Mittwoch und Donnerstag bey den Deutſchen ſeinen Namen; jener hieß Wodansdäg, dieſer Tohrsdäg. Sonder Zweifel waren dieſe Beyden, die älteſten Anführer dieſes Volks geweſen, und nach der Gewohnheit anderer Völker, unter die Zahl der Götter verſetzt worden. Odin, oder Wodan, wurde mit Menſchenopfern verehrt, und war nach ihren Lehrſätzen der höchſte Gebieter des Paradieſes, dem die Seelen der Verſtorbenen mit dieſen Worten übergeben wurden: Odin, nehme dich auf! Möchteſt du doch beym Odin ſeyn! Odin, bewahre dich geliebtes Kind. Außer dem verehrten ſie die Hertha, oder Rheda, das iſt, die Erde. Dieſer Gottheit zu Ehren, hieß der Merzmonat bey den

Deutſchen Rebel, oder Rhedmonat, das iſt, der Monat, der der Erde gewidmet iſt. Es wird auch einer deutſchen Gottheit Tanſana gedacht, darunter man einen Herrn des Feuers verſteht. Die Irmenſäule war ein altſächſiches Götzenbild, das von Carl dem Großen im Jahr 772 zerſtört wurde; vielleicht daß der vergötterte Herrmann, einer ihrer alten Helden, der den Varus geſchlagen, und den Ton zuerſt angegeben, daß die unüberwindlichen Römer auch überwunden werden könnten, darunter gemeint, und ihm göttliche Ehre erwieſen worden. Auch wird einer Göttin Fräa erwähnt. Dieß ſcheint die Göttin der Liebe unter den Deutſchen geweſen zu ſeyn, davon der Frädäg oder Freytag den Namen erhalten. Ihrer erwähnt Rhingulph der Barde, wenn er von einem deutſchen Mädchen ſingt, welcher der deutſche Jüngling Beut und Herz und Hand auf der Jagd anbietet:

Da ſinkt ſie hin an ſeine Seite,
Da knüpft Fräa das Band,

Und winkt der frohsten Nacht.
Die kömmt, schon dämmerts um die Hügel,
Sie kömmt, sie löscht das Licht
Mit ihrem Adler Flügel,
Und breitet aus den schwarzen Teppich weit,
Mit goldnen Blumen schön bestreut.
O segne Fräa dich mit Frieden,
Und Thor mit Ehre dich!
O liebe Hertha deine Felder
Und speis und tränke dich!
Werd alt und grau, an Kindern reich
Dem Vater und der Mutter gleich.

Angenehmer und nützlicher wird es meinen Lesern seyn, die eigentlichen Lehrsätze der Religion unserer Vorfahren zu wissen. Es war ein Grundsatz der Druiden von ihrer Religion, Weltweisheit und Geschichte nichts aufzuschreiben, sondern alles in Gedichte oder Gesänge zu verfassen, die von den Druiden auswendig gelernt, und zu gewissen Zeiten, und vermuthlich in gottesdienstlichen Versammlungen, abgesungen werden musten. Diese Gesänge hatten sich so vervielfältigt, um die Zeiten Cäsars, daß ein Druide zwanzig Jahr Zeit brauchte, ehe er alle diese Lieder auswendig wußte. Die Deutschen waren an diesen Unterricht in Liedern so gewöhnt, daß, als Carl der Große, die Sachsen zum Christenthume bekehrte, er genöthigt war, das Evangelium in solche Gesänge zu verfassen, und von den Priestern es dem Volke vorsingen zu lassen. So viel wir aus den Zeugnissen der Alten von ihrer Religion,

gion, oder den Lehrsätzen derselben erfahren können, so bestanden sie in folgenden.

1) Sie schienen eine höchste Gottheit und Vorsehung zu glauben, die sich um alles bekümmert, alles regiert, und von der alles abhängt. Dieß bestätigt der sonderbare Gebrauch, den sie zu gewissen Zeiten beobachteten. Tacitus nehmlich sagt: „Niemand darf bey den Semnonen, (einem der deutschen Völker) anders, denn gefesselt in den heiligen Hain gehen, damit er sich als geringer und der Gottheit unterthänig bekenne. Wenn er ohngefähr niederfällt, darf er nicht aufstehen, noch ihm wieder aufhelfen lassen, sondern er muß sich an der Erde hinaus welzen". Dieser Gebrauch war eine symbolische Vorstellung ihrer gänzlichen Abhängigkeit von Gott. Sie bekannten, daß die Gottheit alle Dinge regiere, und alles ihr gehorchen müsse. Diese edle Quelle floß nur nicht lange unverderbt, sondern wurde in einem Chaos von Aberglauben fast verstopft.

2) Sie bewiesen durch ihren Götzendienst, daß die Götter müsten verehrt und durch Opfer versöhnt werden. Dieß schien ein Ueberbleibsel der alten patriarchalischen Lehre von der Sünde und der Opfer für die Sünde zu seyn. Sie weihten oft dem Wodan allen Raub der Schlacht, oft einen Theil der Beute, und von ihren Menschenopfern haben wir schon oben geredet. Das Blut dieser Opfer sprengten sie auf

den

en Altar, auf die Bäume und die Umſtehen-
en als eine Reinigung.

3) Sie glaubten eine beſtrafende und be-
ohnende Gerechtigkeit Gottes ſchon in dieſem
eben. Die Gottheit erkläre ſich ſchon hier für
Recht oder Unrecht. Daher entſtanden bey den
Deutſchen die Ordalien oder Proben und Be-
weiſe der Unſchuld, durch Zweykämpfe, durch
Feuer oder Waſſer. Wenn zwey Partheyen
inander beleidigt hatten, und die Sache nicht
ntſchieden werden konnte, ſo machten ſie es
urch einen Zweykampf aus, und glaubten,
aß der Verwundete oder verletzte Theil Unrecht
abe, und Gott ſich dadurch für den Unbeſchä-
igten erkläre. Wenn ein Mann ſein Weib
er Untreue wegen in Verdacht hatte, ſo nöthigte
r ſie, die von ihr gebohrnen Kinder mit eig-
en Händen in den Rheinſtrom zu werfen.
Sanken ſie, ſo ward das Weib für ſtrafbar
rklärt, und hingerichtet. Schwammen ſie
ber bis zu dem Ort, wo die Mutter zitternd
nd bereit ſtand ſie zu empfangen, ſo ward
e wieder in die Gunſt ihres Mannes aufge-
ommen, und für unſchuldig erkläret. Auch
ar das Feuer eine ſolche Probe, da die be-
huldigte Ehefrau mit bloſſen Füſſen über ein
lühendes Eiſen gehen muſte. Blieb ſie unbe-
hädigt, ſo war ſie unſchuldig. Sie ſtanden
i der Meinung, daß die Gottheit ſich auch
urch Wunder für den Unſchuldigen erkläre.

4) Sie

4) Sie glaubten deswegen, der Mensch müsse sich von allem Uebel enthalten, alles meiden, was den Göttern mißfiele, und aller Tugend sich befleißigen. Ihre vornehmsten Tugenden waren Treue, Redlichkeit, Keuschheit, Gastfreundschaft, Muth und Tapferkeit, verbunden mit Fleiß und Arbeitsamkeit.

5) Sie behaupteten den Untergang der Welt, und es war einer ihrer Lehrsätze, daß Feuer und Wasser einmal alles verschlingen werde.

6) Sie glaubten die Unsterblichkeit der Seele und einen glückseligen oder unglückseligen Zustand nach dem Tode: Diese grosse Stütze aller Religion und Tugend war ihren Seelen tief eingegraben. Freylich wurde die Quelle bald mit allerley Aberglauben verderbt, aber es war doch besser, daß sie trübe floß, als gar nicht. Dieser Grundsatz unterstützte sie in der Rechtschaffenheit, und flößete ihnen einen unglaublichen Heldenmuth in allen Gefahren, und eine Verachtung des Todes ein. Sie lehrten, daß die künftige Glückseligkeit in jenem Leben, nach der Anzahl der Feinde steigen werde, die man in dieser Welt erschlagen. Den glückseligen Ort jener Welt heissen sie Valhalla, und obgleich eigentlich die scandinavischen oder dänischen Völker dieses Namens sich bedienten, so scheint doch die Lehre vom Valhalla über einen grossen Theil Deutschlandes sich ausgebreitet zu haben.

aben. Val hieß in der alten Sprache, eine
iche, davon noch der Name der Wahlſtadt,
nter uns übrig geblieben, und den Ort be-
eutet, wo eine Schlacht gehalten worden und
eichen liegen. So bedeutet alſo Valhalla,
en Ort der Verſtorbenen. Eine von den
Glückſeligkeiten des Valhalla war, gutes Bier
us menſchlichen Hirnſchalen zu trinken, und
on allem was ſie vergnügt und glücklich ma-
hen könne, einen Vorrath zu finden. Wir
aben von einem nordiſchen Könige Lodbrog
inen Sterbegeſang, darinn er gleichſam ſein
Glaubensbekentniß von der Glückſeligkeit jener
Welt ablegt.

Mit dem Schwerdte focht ich hier.
Wodan! ich ſeh dich mir winken!
Bald werd ich bey dir das Bier
Aus der Feinde Schädel trinken.

Neue Freuden faſſen mich.
Deinen Ruf hab ich vernommen,
Dein Pallaſt eröffnet ſich,
Deine Jungfern ſeh ich kommen.

Fröhlich ſchenken ſie mir ein
In der Feinde Schädel, rufen:
Ewig fröhlich ſollſt du ſeyn!
Schwing dich auf zu Wodans Stufen!

Vor dir bebt kein tapfrer Mann,
Tod! du kanst ihn nicht verderben!
Heiter seh ich dich mir nahn,
Lachend, lachend will ich sterben.

Zum Verständnisse des Verses, deine Jungfern seh ich kommen, müssen wir noch anmerken, daß einige mitternächtigen deutschen Völker sich fast ein muhamedanisches Paradieß vorstellten, und glaubten von Jungfrauen bedient zu werden. Diese Art der Unsterblichkeit ward ihnen ein Sporn zu wilder Herzhaftigkeit und Grausamkeit, so daß sie unbekümmert waren, ob sie gerechte oder ungerechte Kriege führten. So sehr verderbt also diese Lehre war, so glaubten sie doch dieselbe so fest, daß einige Völker, die Rechnungsbücher des Verstorbnen, mit in sein Grab legten, oder wenn er verbrannt wurde mit ins Feuer warfen, um in jener Welt einen solchen Gebrauch davon zu machen, der seine Glückseligkeit vergrösserte. Ihre Religion war leer von aller griechischen und römischen Pracht, und hingegen mit allen angefüllt, was einem so wilden und kriegerischen Volke eine ehrerbietige Furcht einflößen konnte.

Der

Deutſche.

Fünftes Stück.

Magdeburg, am 2ten Februar, 1771.

Gerade ſind es heute vierzehn Tage, daß ich etliche Frauenzimmer in die Küche eines alten Deutſchen führte. Es iſt, däucht mir, hohe Zeit, daß ich ſie wieder nach Hauſe begleite.

Ich bitte um Verzeihung, meine Damen, daß ich Sie letzthin ſo plötzlich in dieſer Küche verlaſſen mußte, ohne einmal förmlich Abſchied zu nehmen, und Ihnen die Hände zu küſſen. Sie müſſen indeſſen Zeit genug gehabt haben, ſich in derſelben umzuſehen; und die guten Leute, denen dieſe Küche gehört, ſind, wie Sie ſehen, ganz artig, und werden ſich's nicht haben verdrieſſen laſſen, Ihre Neugierde zu befriedigen. Wiſſen

Sie nun von allem genug? Kennen Sie die verſchiedenen Speiſen der Alten, und ihre Zubereitung? Wiſſen Sie genau, was für Gewürz dazu gebraucht wird? und können Sie mir, wenn ich mich auf dieſen Mittag bey Ihnen zu Gaſte lade, wohl einen Gerſtenbrey, nach alt deutſcher Art zubereitet, vorſetzen? — So? von dem allen wiſſen Sie nichts, als was ich Ihnen geſagt habe! Aber dafür haben Sie bemerket, daß das Küchengeräthe gar nicht in dem beſten Stande war; daß ein großer Topf einen Riß hatte — und ſolch einen Topf ſollte man doch nicht ans Feuer ſetzen — und daß ein Keſſel an vier Stellen ausgebeſſert war. —

Nehmen Sie mir's nicht ungütig, Sie machen es nicht viel beſſer, als unſre jungen Herren. Wenn dieſe ihre Reiſen geendiget haben, wiſſen ſie auf's eigentlichſte, wie viel Klockenthürme die und die Stadt hat; was daſelbſt für eine Mode herrſchet; wer den beſten Wein verkauft, und auf welchem Kaffehauſe das beſte Billiard iſt. Von dem Nationalcharakter, der Staats-

ver-

verfaſſung, den Sitten, dem Eigenthümlichen, den vorzüglich guten oder böſen Eigenſchaften des Volkes, dem ſie die Ehre erwieſen, ihm in ſeiner Heimath einen deutſchen Gecken im Original zu zeigen, wiſſen ſie nichts. Um den Zuſtand der Gelehrſamkeit, um groſſe Gelehrte und Künſtler ſelbſt, um die Einrichtung und Fortgang der Manufakturen, mit einem Wort! um jede Sache, aus deren Kenntniß man Nutzen ſchöpfen und ſtiften kann, haben ſie ſich nicht bekümmert.

Aber dafür kennen ſie das Wahrzeichen von Nürnberg, und wiſſen, daß bey Erfurt groſſe Rettige wachſen;

Und daß man zu Paris in Frankreich die Kopfzeuger a la Montenciel wirklich um einen halben Zoll niedriger trage, als in Hamburg;

Und haben Punch in Engeland, und Champagner in Frankreich getrunken.

Erlauben Sie mir, meine Damen, daß ich Sie wieder nach Hauſe begleite. Unterwegens will ich Ihnen noch einige Umſtände erzählen.

Sie nun von allem genug? Kennen Sie die verſchiedenen Speiſen der Alten, und ihre Zubereitung? Wiſſen Sie genau, was für Gewürz dazu gebraucht wird? und können Sie mir, wenn ich mich auf dieſen Mittag bey Ihnen zu Gaſte lade, wohl einen Gerſtenbrey, nach altdeutſcher Art zubereitet, vorſetzen? — So? von dem allen wiſſen Sie nichts, als was ich Ihnen geſagt habe! Aber dafür haben Sie bemerket, daß das Küchengeräthe gar nicht in dem beſten Stande war; daß ein großer Topf einen Riß hatte — und ſolch einen Topf ſollte man doch nicht ans Feuer ſetzen — und daß ein Keſſel an vier Stellen ausgebeſſert war. —

Nehmen Sie mir's nicht ungütig, Sie machen es nicht viel beſſer, als unſre jungen Herren. Wenn dieſe ihre Reiſen geendiget haben, wiſſen ſie auf's eigentlichſte, wie viel Klockenthürme die und die Stadt hat; was daſelbſt für eine Mode herrſchet; wer den beſten Wein verkauft, und auf welchem Kaffehauſe das beſte Billiard iſt. Von dem Nationalcharakter, der Staats-

erfaſſung, den Sitten, dem Eigenthümlichen, en vorzüglich guten oder böſen Eigenſchaften es Volkes, dem ſie die Ehre erwieſen, ihm in iner Heimath einen deutſchen Gecken im Original zu zeigen, wiſſen ſie nichts. Um den uſtand der Gelehrſamkeit, um groſſe Gelehrte nd Künſtler ſelbſt, um die Einrichtung und ortgang der Manufakturen, mit einem Wort! im jede Sache, aus deren Kenntniß man Nutzen chöpfen und ſtiften kann, haben ſie ſich nicht ekümmert.

Aber dafür kennen ſie das Wahrzeichen von Nürnberg, und wiſſen, daß bey Erfurt groſſe Rettige wachſen;

Und daß man zu Paris in Frankreich die Kopfzeuger a la Montenciel wirklich um einen halben Zoll niedriger trage, als in Hamburg;

Und haben Punch in Engeland, und Champagner in Frankreich getrunken.

Erlauben Sie mir, meine Damen, daß ich Sie wieder nach Hauſe begleite. Unterwegens will ich Ihnen noch einige Umſtände erzählen.

Vielleicht Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die meine Nation in einem ſolchen Zeitraume betreffen, wo ich gern alles was ſie betrifft, wiſſen mögte.

Die Deutſchen bereiteten ihre Speiſen ſehr einfach, ungekünſtelt und ohne alles Gewürz, das Salz ausgenommen, deſſen Gebrauch ihnen bekannt war. Sie hatten, was dieſen letzten Punkt betrifft, ſo gar einen Vorzug vor andern Völkern, welche ſich mit dem natürlichen Salze, das von ſelbſt, durch die Sonnenwärme an den Meerufern bereitet wird, oder mit gegrabenem, behalfen. Unſere Vorfahren machten ihr Salz, deſſen ſie ſich zu bedienen pflegten, ſelbſt, und ſind die Erfinder des Salzſiedens, oder eigentlicher zu ſagen, der Kunſt, das Salz vermittelſt des Feuers zu bereiten. Plinius der ältere, und Tacitus geben uns Nachricht von der Art, wie ſie es verfertigten. Sie goſſen nehmlich das Waſſer aus ihren Salzquellen auf große brennende Holzhaufen.

Ihre

Ihre Butter bereiteten ſie nicht nur aus Kuhmilch, ſondern auch aus Schaf- und Ziegenmilch; allein auf eine Art, die von der unſrigen etwas verſchieden iſt. Sie goſſen den Milchrahm in ein langes Gefäß, welches ſie dicht zumachten, und nur bey der Oeffnung ſelbſt, ein ganz kleines Luftloch ließen. In dieſem Gefäße ſchüttelten ſie die Sahne ſo lange, bis die Butter fertig war. Dieſe nahmen ſie dann heraus, ſalzeten ſie, und gebrauchten ſie theils zum Eſſen, theils die Haare und den ganzen Leib damit zu ſalben. Die übrige Buttermilch ſetzten ſie in irdnen Gefäßen ans Feuer, und machten Käſe daraus.

Obgleich Tacitus nur des friſchen Fleiſches, als einer Speiſe der Deutſchen, gedenket, ſo iſt doch gar kein Zweifel, daß ſie nicht auch mit der Kunſt es einzuſalzen ſollten bekannt geweſen ſeyn, weil Strabo von den Galliern ausdrücklich meldet, daß ſie beydes, gepökeltes, und friſches Fleiſch gegeſſen haben.

Das gewöhnliche Getränk unſerer Vorfahren war Bier, welches ſie ſowohl aus Waizen, als

Gerſte zu brauen wußten. Die nahe am Rheinſtrom wohnten, tranken auch Wein, den ſie aber doch nicht ſelbſt baueten, ſondern von den Gallien, von welchen ſie durch den Rhein geſchieden wurden, erhandelten. Hergegen iſt es erweislich, daß andere Völkerſchaften ſchlechterdings nicht geſtatteten, daß Wein, oder andere Sachen, deren Gebrauch die Weichlichkeit und Schwelgerey erfand, über ihre Grenzen gebracht wurden, weil ſie die Folgen davon einſahen.

Das Zeugniß, welches Julius Cäſar verſchiedenen deutſchen Völkern giebt, iſt unſern Vätern zu rühmlich, als daß ich es mit Stillſchweigen übergehen ſollte. „Sie verbieten, ſagt er an einem Orte, die Einfuhre des Weins mit ſtrengem Ernſte, und glauben, daß er zum Ertragen der Mühſeligkeiten und des Ungemachs untüchtig, und die Männer weichlich und zu Weibern mache.“ Und an einer andern Stelle: „Den Kaufleuten unterſagen ſie den Zugang. Wein, und was nur irgend zur Ueppigkeit gehöret, darf ſchlechterdings nicht in ihr Land kommen. Durch

dergleichen Dinge, ſagen ſie, wird die Seele ſchlaff, und die Tapferkeit verlieret.“

Hier wäre der Ort, die ſo vielfältig angefochtene Mäßigkeit der alten Deutſchen, in Abſicht auf den Gebrauch berauſchender Getränke, weitläuftig zu vertheidigen. Allein ſchon lange vor mir, hat der Herr Doctor Schütze, der ſeinen rühmlichen Patriotiſmus in verſchiedenen Schutzſchriften für die alten Deutſchen gezeiget hat, auch in Betracht der Mäßigkeit, die Ehre unſerer Ahnen gerettet. Ich bedaure, daß mir gegenwärtig ſein Buch nicht zur Hand iſt, ſonſt würd' ich ſeine vorzüglichſten Beweiſe anführen. Ich begnüge mich alſo, meine Leſer auf daſſelbe zu verweiſen.

Dagegen will ich mich zu den Gaſtmahlen wenden. Zwar erinnere ich mich des Verſprechens, dieſelbigen Damen, welche ich neulich in die Küche führte, mit zu einem deutſchen Schmauſe zu nehmen; allein mich hält von der Erfüllung meiner Zuſage die Betrachtung ab, daß unſere unverwöhnten Väter weder Lehnſeſſel, noch Sofa's,

ſa's, mit einem Worte! nichts, das wie ein Stuhl ausſiehet, ſo gar nicht einmal eine Hutſche haben. Ja, wenn dieſe Frauenzimmer noch Türkinnen oder Spanierinnen, oder aus der Fontange der ſehr geehrten Dame Europa, deren Arm, im Vorbeygehen geſagt, einem Stiefel ſo ähnlich ſehen ſoll, wie ein Ey dem andern — oder aus irgend einem andern Lande, wo man auf Teppichen oder Polſtern zu ſitzen pflegt, gebürtig wären, oder ſich nur eine Zeitlang daſelbſt aufgehalten hätten: dann wollt ich es noch gelten laſſen, und ich würde jeden Kritiker auslachen, wenn er mich der Unhöflichkeit beſchuldigen wollte. Allein, ſo muß ich ſagen, daß die mehrgedachten Frauenzimmer, welche mich in die Küche begleitet haben, ſamt und ſonders, zu ihrem nicht geringen Leidweſen, aus einer namhaften Sadt im Reiche gebürtig, und nie über die Grenzen Deutſchlands gekommen ſind. Folglich müßt' ich ſehr unartig ſeyn, wenn ich ihnen zumuthen wollte, bey einem Schmauſe, der leicht vier und zwanzig Stunden dauren kann, auf dem Erd-

boden

oben zu ſitzen, und ſich mit einem Heubündel
hen zu behelfen, oder, wenn es hoch kommt,
uf einer Wolfs- oder Bärenhaut, (wiewohl ich
icht darauf ſchwören will, ob Diodor recht ge-
ehen, und ob es nicht eben ſo wohl auch die Haut
rgend eines andern Thieres ſeyn könnte) ſich
ach aller Bequemlichkeit herumzuwälzen. Zu-
em befürcht' ich, daß es ihnen in einer Geſell-
chaft, die aus lauter bewaffneten Kriegern
eſtehet, eben nicht gefallen mögte. Denn, ſo
ut ich übrigens meinen braven Deutſchen bin,
ſo getraue ich mir doch nicht allerdings zu be-
haupten, daß dieſe bärtigen Männer bey aller
ihrer Politeſſe — inſofern dieſe eine Ausübung
der Geſellſchaftlichen Tugend iſt — ihnen das
geringſte ſüße Compliment, oder eine artige
Schmeicheley ſagen werden.

Die tapfern Söhne des Mannus waren bey
ihren Gaſtmahlen, nach ihrer Art ſehr vergnügt,
ob gleich ſie einander nicht vier Wochen vorher
einzuladen pflegten, wie jetzt unter den Einwoh-
nern einer gewiſſen freyen Reichsſtadt gebräuch-

lich iſt, die in dieſer Gewohnheit den Sybariten nachahmen. Und man mag dagegen einwenden, was man will, ich halte das für eine recht hübſche Gewohnheit. Denn mein Herr, auf dieſe Weiſe hat man Zeit, Fächer und Schuhe, und Handſchuhe, und alles was zu den Waffen gehöret, derer ſich die Stutzer und Stutzerinnen des Ortes in ihren Eroberungen bedienen, gerades Weges aus Paris kommen zu laſſen. Doch geb' ich zu, daß das Ding auch ſeine Schwierigkeiten haben kann. Vor anderthalb Jahren befand ich mich einmal daſelbſt. Ich wurde von einem der Angeſehenſten unter den Einwohnern zu Gaſte geladen, und ich bedaure noch jetzt, daß ich den Tag, der zu dem Feſte angeſetzet war, ſo ſorgfältig in meine Schreibtafel angezeichnet hatte. Denn der Herr, von dem ich gebeten war, fand für gut, ehe noch dieſer Tag heran kam, an einem hitzigen Gallenfieber zu ſterben.

Ich komme wieder zu meinen Deutſchen. Dieſe pflegten, wie zu jedem Geſchäfte, alſo auch zu Gaſte, bewaffnet zu gehen. Ein jeder hatte

ſeinen

nen beſondern Sitz, der, wie ich ſchon geſagt
abe, aus einer Streue, oder aus ein paar Häus
n beſtand, und ſein eigenes kleines Tiſchgen,
elches ihm, ſchon mit Speiſe beladen, hingeſetzt
urde. In der Mitte ſaß der Angeſehenſte, neben
m der Wirth, und ihnen zu beyden Seiten die
hrigen Gäſte, ein jeder nach ſeinem Range, in
lcher Ordnung, daß ſie einen halben Cirkel
nachten. Die Vornehmſten unter den Begleis
ern (*) der Gäſte ſaßen ihren Herren gegen über,
peiſeten in ihrer Geſellſchaft, und beſchloſſen den
Cirkel; die Speiſen wurden in irdenen und höl
ernen Schüſſeln aufgetragen, und ihre Trinkges
chirre waren Büffelshörner, die zur Zierde am
Rande in Silber eingefaſſet waren. Die Knaben
warteten bey Tiſche auf und ſchenkten ein.

Frauenzimmer pflegte ſich, wie man aus einer Stelle des Tacitus (**) ſchließen kann, bey den Gaſtmahlen nicht einzufinden.

Bey

(*) Von dieſen Begleitern werd' ich in einem der folgenden Blätter reden.

(**) Septa pudicitia agunt; nullis ſpectaculorum illecebris, nullis *conuiuiorum irritationibus* corruptae. *Tacit.*

Bey dergleichen Zuſammenkünften, war das Eſſen und Trinken nicht ihr Hauptzweck. Sie verſöhnten die, ſo in Uneinigkeit lebten, ſtifteten Heyrathen, wählten Fürſten, und beſchloſſen Frieden und Krieg.

Ich überlaß' es einem jeden zu überlegen, ob es auch nur wahrſcheinlich ſey, daß Angelegenheiten von ſolcher Wichtigkeit von Betrunkenen abgehandelt werden konnten, Angelegenheiten, worauf oftmals, nicht das Wohl eines Einzigen, ſondern das Heil und die Wohlfahrt ganzer Nationen beruhete. Unpartheyiſch halte man die häufigen Widerſprüche des Tacitus ſowohl, als des Cäſar gegen einander, und beurtheile dann den ſo beſchrieenen Hang der alten Deutſchen zur Trunkenheit.

Zwar iſt es gewiß, daß ihre Gaſtmahle zum öftern Tag und Nacht fortgedauret. Allein ich rechne es dem Tacitus zum unverzeihlichen Fehler an, daß er dieſer Gewohnheit bloß eine ungemäßigte Neigung zum Schwelgen zum Grunde zu legen ſcheinet. Er, der ſonſt den Tugenden und vortreflichen Eigenſchaften unſerer Vorfahren mit ſolcher Bereitwilligkeit, und oft mit Enthuſiaſmus, gewohnt iſt, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, hätte auch in dieſem Stücke redlicher handeln, und die wahren Urſachen von der langen Dauer der Schmäuſe unterſuchen und angeben ſollen. Er ſagt ſchlechtweg: „Sie rechneten es keinem Menſchen zur Schande, Tag und

Nacht

Nacht in einem Stücke zu zechen;“ und erzählet gleichwohl, daß die Gaſtmahle der Deutſchen Staatsverſammlungen waren, wo man das beſte der ganzen Völkerſchaft, und einzelner Familien in Betrachtung zog. Bey der Wichtigkeit und vermuthlichen Menge der Geſchäffte, würd' ich mich nicht wundern, wenn eine ſolche Verſammlung auch länger als vier und zwanzig Stunden gedauret hätte; zumal, da jeder die Freyheit hatte zu reden, und ſeine Meinung zu ſagen.

Ich bitte meine Leſer, die ihr Vaterland lieben, nicht, ſich an dieſen Nachrichten von den Speiſen, den Gaſtmahlen und der Mäßigkeit ihrer Väter, zu begnügen; und entſchuldige mich eben ſo wenig bey den Uebrigen, wenn ich ihnen zu weitläuftig vorgekommen ſeyn ſollte. Jene werden in den alten Schriftſtellern Quellen antreffen, aus welchen ihre Wißbegierde mehr ſchöpfen kann, und dieſe mögen ihre Zuflucht zu den unterhaltenden Romanen des Mauribaux und ſeiner Mitbrüder nehmen. Auch halt' ich es für überflüßig, jenen den warnenden Rath zu geben, daß ſie die Alten mit Behutſamkeit und Nachdenken leſen; ſie ſorgfältig mit einander vergleichen, den oftmals lügenden Commentaren des Cäſar's nicht allemal Glauben beymeſſen, und ſo oft es ſich thun läſſet, den Ueberreſt der alten deutſchen Sitten bey etlichen unſerer jetzigen Völkerſchaften in Erwägung ziehen, und mit zu Hülfe nehmen mögen.

Ich

Ich wende mich nun zu den Beſchäftigungen unſerer Vorfahren. Schon öfterer hab' ich Gelegenheit gehabt zu ſagen, daß ſie den Ackerbau für unrühmlich hielten. Sie überließen ihn dem allerniedrigſten Haufen und den Leibeigenen. Ihre vorzüglichſte Neigung und Beſchäftigung war der Krieg. Wenn ſie nicht im Felde waren, durchſtreiften ſie ihre Wälder und widmeten ein beträchtliches Theil ihrer Zeit der Jagd, im übrigen giengen ſie müßig, und überließen die Sorgfalt für das Hausweſen, und die Aufſicht über den etwanigen Ackerbau ihren Weibern, denen Alten und Schwächlichen. Handlung trieben ſie überhaupt nicht, und wenn ſie ausländiſchen Handelsleuten den Zutritt verſtatteten, ſo geſchahe es nicht in der Abſicht, fremde Waaren einzukaufen, ſondern ihre im Kriege gemachte Beute gegen Vieh, worinn ſie ihren ganzen Reichthum ſetzten, zu vertauſchen. Handwerke zu treiben, war unter ihnen unbekannt, und unnüz, indem ſie kein ſonderliches Geräthe brauchten.

Eine ihrer Hauptbeſchäftigungen, war das Spiel. Dieſes ſahen ſie als eine ſehr ernſthafte Sache an, und waren demſelben ſo ergeben, daß, wenn einer alles, was er nur aufzubringen im Stande war, verlohren hatte, er zuletzt ſich ſelbſt, und ſeine Freyheit auf's Spiel ſetzte.

Hatte ein Deutſcher ſich auf dieſe Art ſelbſt verſpielet, ſo trat er freywillig die Knechtſchaft an, und ließ ſich von dem, der ihn gewonnen hatte, ohne den geringſten Widerſtand binden und verkaus

kaufen, wenn er gleich jünger als sein Ueberwinder, und demselben an Stärke noch so weit überlegen war. Diese Gattung von Knechten verkauften sie gemeiniglich an Auswärtige, weil sie selbst ihre Spielsucht mißbilligten, sich eines solchen Gewinnes schämten, und auf diese Weise den Vorwurf ihrer Schände ihren Mitbürgern aus dem Gesichte schaffeten. (*)

Freuen Sie sich, meine lieben Landesleute! daß Sie ihr Vermögen am Spieltische damit beschönigen können, daß es seit so langer Zeit ein Nationalfehler der Deutschen ist, das Spiel zu lieben. Ich meines Theils schäme mich, daß sich nur das Fehlerhafte meiner Nation, in so fern es sich beybehalten ließ, bis auf unsere Tage fortgepflanzet hat. Und noch mehr schäme ich mich, wenn ich sehe, daß die Worte eines Dichters (**) der, wenn er nicht jedem meiner Leser bekannt ist, verdienet, daß sie ihn kennen, auf so manchen passen, dessen Talente und Amt ihn zu edlern Beschäftigungen erwecken sollten. So singet er:

Ein anderer tödtet seine leeren Stunden
Nicht bey der Tonne, nicht bey seinen Hunden.
Was meinen Mann ergötzt (ihr Enkel! glaubt
ihr's mir?)
Sind bunte Blätterchen Papier;

Sind

(*) Seruos conditionis huius per commercia tradunt, vt se quoque pudore victoriae exsoluant. *Tacit.*

(**) J. C. Blum, in seinen vermischten Gedichten.

Sind, Muſe, ohne lange Fragen zu erwarten,
Geſagt mit Einem nachdruckvollem Worte: Karten!
* * * * Er kannte ja
Spadillen vor dem großen A,
Und eh' er ſchreiben konnt, und leſen,
Gab er mit einem angenehmen Weſen
Und ſeltner Fertigkeit die Karten ſchon,
Und lallte Stramaſet, und lallte Galadon.
Was hat nun nicht nach zwanzig durchgeſpielten Jahren
Der wohlverſuchte Mann in ſeiner Kunſt erfahren!
Wie manchen ſchweren Fall erlebt!
Wie oft nicht dem Pagat den Untergang geſchworen,
Wenn er mit zehn Tarok's ihn à la fin verlohren!
Dieß alles, und noch mehr, zu Stunden-lang,
Und wider allen euren Dank,
Erzählt er euch mit unverdroßnem Munde,
Und nennt gefliſſentlich euch Mann und Ort und Stunde.

Der

Deutſche.

Sechstes Stück.

agdeburg, am 9ten Februar, 1771.

n einem gehäßigten Lichte verließ ich das
te mal meine Deutſchen. Heute will ich ſie in
er vortreflichen Geſtalt zeigen. Ich leugne es
ht, ich bin unwillig auf unſere Väter, wegen
r Spielſucht, die mir bey einem ſolchen Volke
egreiflich(*) vorkommt, und ſchäme mich, daß
Enkel dieſen Fehler ſo treulich beybehalten.

Aber

) Tacitus ſelbſt findet es auſſerordentlich, daß
die Deutſchen dem Spiele ſo unmäßig ergeben
waren, einer Leidenſchaft, die mit ſo vielen ihrer
Tugenden in dem offenbarſten Widerſpruch ſtehet.
Mirum, ſo ſchreibt er, quod mirare, ſobrii

 inter

Aber Uathille und Schaam verdoppelt ſich, wenn ich mein Vaterland, ſo wie es jetzt iſt, betrachte, und ſehe, wie verſchieden ſeine heutigen Bewohner von ihren Vorfahren in der Tugend ſind, von welcher ich mir vorgenommen habe, in dieſem Bogen zu reden.

Wer die Nachkommen des Mannus von ihrer liebenswürdigſten Seite betrachten will, der richte ſeine Blicke auf die Heiligkeit ihrer Ehen. Bewunderung und Ehrfurcht nimmt mich ein, ſo oft ich mir meine Väter aus dieſem Geſichtspunkt vorſtelle. Ihre fürchterlichen Wildniſſe verlieren dann vor meinem Blick alles Fürchterliche, und, ich geſteh's, oft wünſch' ich mich in dieſelben zurück! Hättet ihr, Söhne des Mana! keine andere Tugend als dieſe, ſo würde ſchon

inter ſeria exercent. Ich weiß zwar, daß ſich etwas zu ihrer Entſchuldigung ſagen ließe, aber ich bin zu ſehr ein Deutſcher, als daß ich durch Verkleiſterung unläugbarer Fehler, der Glaubwürdigkeit, auf die ich Anſpruch mache, ſchaden ſollte.

ſchon dieſe hinreichend ſeyn, über eure Fehler (denn Fehler habt ihr, nur keine Laſter) ein mil-deres Licht zu verbreiten! „Dieß iſt, ſo ſagt Tacitus, die ruhmwürdigſte ihrer Sitten. Sie ſind ſtrenge und gewiſſenhafte Beobachter des Eheſtandes, und unter allen barbariſchen Völkern beynahe das Einzige, bey dem ſich ein Mann nicht mehr als Eine Frau erlaubt. Von dieſer Verbindlichkeit ſind nur ungemein wenige ausgenommen, welche, nicht zur Befriedigung ihrer Begierden, ſondern als ein Merkmaal ihres Ranges, mehrere Frauen haben dürfen.“

Sie hatten die ſehr löbliche Gewohnheit, mit der Vermählung ihrer Töchter nicht zu eilen, und hielten es für unanſtändig, daß ein unerwachſenes Mädchen ſchon Mutter ſeyn ſollte. Daß eine gleiche Gewohnheit auch in Betrachtung der Jünglinge eingeführet war, hab' ich ſchon im

ſollte. Hergegen bitt' ich meine Leſer, die ſtrenge Redlichkeit, mit welcher der Verſpieler die härteſten Bedingungen des Spiels erfüllete, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen zu laſſen.

dritten Bogen dieser Schrift zu verstehen gegeben. Hier muß ich noch hinzusetzen, daß unsere Vorfahren in diesem Stücke so weit giengen, daß sie es so gar ihren jungen Männern zum Lobe gereichen ließen, wenn sie nicht zu eilfertig waren, sich in den Ehestand zu begeben. Diese unter ihnen eingeführte Denkart wußten sie durch gewisse physikalische Ursachen zu unterstützen, die sich, wie mein Arzt, ein großer Naturforscher, mich versichert, ganz wohl hören lassen, welches ich ihm auf sein Wort glauben will, im Fall auch keine Sylbe davon im Hippokrates stehen sollte.

Es ist bekannt, daß Deutschland unglaublich volkreich war. Aber darüber werden sich Madame wundern, daß man unter dieser unzählbaren Menge wunderselten vom Ehebruch hörte. Nicht, daß man von einem solchen Falle nicht gesprochen haben sollte, wenn er sich zutrug, sondern weil er sich überaus selten zutrug.

„Hatten denn die Leute kein Fleisch und Blut?“

Um des Himmels willen, Madame! wann denken Sie, daß ich mit diesem Blatte fertig werden

den ſoll, wenn ich alle Augenblicke Ihre Fragen zu beantworten habe? Bedenken Sie, daß meinen übrigen Leſerinnen die Geduld am Ende fehlen dürfte, wenn ich alle kleinen Zweifel, mit denen Sie mich unterbrechen, auflöſe. Aber zur Sache! Freylich hatten ſie Fleiſch und Blut; alleine, Madame! es waren Leute von Ehre; Leute, welche die Pflichten, die ſie einander ſchuldig waren, weil die Natur dieſelbigen in ihr Herz geſchrieben hatte, auf's ſorgfältigſte erfüllten.

Je ſeltner die Beiſpiele vom Ehebruch unter ihnen waren, deſto härter und ſchneller wurden ſie beſtraft. Die Rache war dem beleidigten Ehemanne überlaſſen. Das erſte was er that, war, daß er die ganze Verwandſchaft zuſammen rufen ließ. Vor dieſer Verſammlung wurden der Ehebrecherin die Haare abgeſchoren und die Kleider ausgezogen. Alsdann ſtieß ſie der Mann aus dem Hauſe, und erzeigte ihr die Ehre, ſie mit eigenen Händen durch den ganzen Wohnſitz zu prügeln.

ber demſelben einen unglücklichen Ausgang pro-
phezeiheten, im Fall er es vor dem Neumond lie-
fern würde; und die Namen einer Aurinia, einer
Ganna, und der bruckteriſchen Prophetin Velle-
da ſind bekannt genug. Allein vorzüglich war
ſogar dem wildeſten Krieger nichts theurer,
als ſeine Ehegattin; nichts war ihm heiliger.
Wenn die Männer ein Treffen lieferten, waren
die Frauen mit ihren Kindern dem Heere ſo nahe,
daß die Streitenden den Zuruf derſelben hören
konnten. Dieſe Stimmen würkten mächtiger auf
ihr Herz, als der Schlachtgeſang und das krieges-
riſche Horn der Barden; und weit entzückter
fühlte ſich der deutſche Held bey einer tapferen
That, wenn er ſie im Angeſichte ſeiner Gattin
verrichtet hatte. Glühender wallete ſein ruhm-
begieriger Buſen bey ihrem Lobe; denn bey dies-
ſem edlen Volke wurde die Frau für die unver-
werflichſte Zeugin der Tapferkeit ihres Mannes
gehalten. Ihr Zeugniß zu erhalten, ihrer würdig
zu ſeyn, ſcheuete der liebende Krieger keine Ge-
fahren.

Wenig wären mir dieſe Helden — groß genug für das Lied eines Skalden, werth des Beyfalls ihres Feldherrn — aber wenig wären ſie mir, wenn nichts als Ruhmdurſt, und Geitz nach dem Lobe, das unter ihnen als das heiligſte galt, die Quelle ihrer Kühnheit, ihres Heldenmuthes geweſen wären. Beſſer lehren es mich die Schriftſteller einer Nation, die, nach ihrem eigenen Bekenntniſſe, ſo gern ſie mein Vaterland unterdruckt hätte, zwar oft genug über daſſelbe triumphiret, aber es niemals überwunden hat. Die Liebe war es, die heiſſe Liebe zur ſüßen Genoßin ſeines Schickſals, die, mitten im Waffenklang' und im grauenvollen Getümmel des Treffens, den Buſen des erhitzten Kämpfers durchdrang. Sich ſelbſt verlohr er aus dem Geſichte; denn was war ihm ſein Tod? ein glorreiches Opfer, dem Vaterlande geopfert! ein Uebergang nach Walhalla! ein ewiges Loblied im Triumphgeſange des Barden! Sich ſelbſt verlohr er aus dem Geſichte; aber die Gattin, die Wonne ſeines Herzens, ſah' er als einen gewiſſen Raub des Sie-

gers, wofern das Heer, unter welchem er focht, geſchlagen werden ſollte! ihr Unglück ſah' er, ihre Gefangenſchaft, ihre Ketten! Dieſe Sorge entflammte ſeinen Muth, und erhöhete ſeine Heldenthaten zu Wundern. Zum Gewitterſturm ward ſeine Stimme, Glut ſein Auge, und ſein Schwerdt ein verheerender Wetterſtrahl! Verließ er nach der Arbeit eines blutigen Tages das leichenvolle Schlachtfeld, ſo trug er ſeine Wunden zu ſeiner Gattin, und zu der, die ihn gebohren hatte. Dieſe empfiengen den blutenden Helden, und ſcheueten ſich nicht, ſeine Wunden zu zählen und zu ſaugen.

Groß iſt mir Herrman, wenn vor ſeinem Arme Varus und ſieggewohnte Legionen, wie Halme von des Himmels Schloſſen niedergeſchmettert liegen; liebenswürdig zeigt er ſich meinem Blicke in dem Arme ſeiner theuren Thusnelda und der grauen Bercennis; aber nie iſt er mir größer, nie mehr Held, als wenn er durch die Verſammlungen ſeiner Cheruſker fliegt, und ſie zur Rache wider den Segeſt, und zur Rache wider den Germanikus auffordert (*).

Von

(*) Arminium, ſuper inſitam violentiam, rapta vxor, ſubiectus ſeruitio vxoris vterus, vecordem agebant; volitabatque per Cheruſcos, arma in Segeſtem, arma in Caeſarem poſcens. *Tacit. Annal. I.*

Vortrefliche Völker! die Römer schalten euch Barbaren! Ihr, weiser und edler, größer und besser als sie, wußtet euch zu rächen, indem ihr sie zwangt, eure Unschuld zu verehren, vor euren überlegenen Tugenden zu erröthen, und vor eueren Waffen zu erzittern. Sie selbst sind eure Geschichtschreiber, euere unverdächtigen Lobredner! Sie sind es, die uns die einzigen Denkmaale euerer Siege und Tugenden hinterlassen haben; und durch eben diese Denkmaale rächen sie euere schon längst verwehete Asche noch an eueren entarteten Nachkommen, indem sie unsere Wangen mit glühender Schaamröthe färben.

Jetzt wagen wir Deutschen es, uns ein gesittetes Volk, eine gebildete Nation zu nennen, ob man uns gleich von den Ufern der Seine her, mit zuversichtlicher Aufgeblasenheit, und ohne uns zu kennen, Witz und Verstand unbarmherzig abspricht. — Aber Verstand und Witz bey Seite, worinne bestehet unsere Bildung? und was sind unsere Sitten?

Ich habe von meinem Vaterlande ein beträchtliches Theil gesehen; ich habe gelebet und nachgedacht. Man frage mich nicht, was ich sah? — Enkel, würd' ich mit blutendem Herzen antworten, deren sich Seelen unserer Väter, wenn sie noch die ehrwürdigen Heldengräber umschweben, schämen müssen; französische Thorheiten, italiänische Laster; deutsche Narren nach allen ausländischen Mustern; würdige Gelehrte, die Ehrensäulen verdienen, und Gefahr laufen, vor Hunger umzukommen; Ehrengedächtnisse, und

lügen

himmliſches Gefolge, Ruhe, Zufriedenheit und Glückſeligkeit aus beyder Herzen auf ewig verbannet war?

Hab' ich genug geantwortet, oder ſoll ich fortfahren? Soll ich von Verſammlungen, ſoll ich von Feſten reden, die dem wildeſten Bacchanal gleichen? Soll ich — Doch meine Leſer werden des Anblicks ſo überdrüßig ſeyn, als ich; und ich hoffe, daß ein jeder unter ihnen deſſelben, mit mir aus einerley Urſachen überdrüßig ſeyn werde.

Dann will ich einen Vorhang vor das Gemälde ziehen.

Sehen Sie, Madame! dieß war ein häßliches Gemälde! Mit Ihnen red' ich, die Sie nemlich mein Badeſtück ſo garſtig fanden. Und Sie, liebe Mamſell! hier dürfen Sie ohne Nachtheil der guten Meinung, die ich von Ihnen habe, die Hand — oder beyde, wenn Sie wollen, vor die Augen halten. Doch nein, gutes Kind! ſehen Sie immer das Gemälde mit unverwandtem Blick' an; ich ſelbſt rath' es ihnen; noch mehr: ich bitte Sie darum. Ihnen zu Liebe will ich den Vorhang noch ein wenig zurück ziehen. Ich wünſchte (und Ihre Unſchuld verdient dieſen Wunſch!) daß Sie aus dieſer und ähnlichen Zeichnungen ſich eine Kenntniß der Welt, das iſt: eine Kenntniß des menſchlichen Herzens von ſeiner guten und böſen Seite, umſonſt erwerben möchten, die man nur ſelten anders, als auf ſeine eigene Koſten erwirbt. Sie ſind jung, und ihr Spiegel ſagt Ihnen, daß Sie ſchön ſind. Vielleicht würden Sie, Ihres Spiegels und der Eigenliebe

unge-

ungeachtet, doch noch einige Zweifel übrig behalten, wenn nicht eine Schaar von elenden Schmeichlern, die Ihrer Unſchuld das Verderben geſchworen haben, Ihnen jeden Augenblick über die Macht, die Zaubermacht Ihrer göttlichen Reize die ausgeſuchteſten Schmeicheleyen vorgirrete. Poſſen, in der That! aber ſolche Poſſen, die faſt ein jedes Frauenzimmer, leider! nur gar zu gern höret. Sie ſind tugendhaft, gutes Mädchen! und verlaſſen ſich auf Ihre Tugend; aber glauben Sie es einem Manne, der alt an Erfahrung iſt: die Tugend iſt nie eine Sicherheit, als wenn ſie ihren Kräften wenig trauet, und die Gefahr kennet, die ihr der erſte ſchwache Augenblick drohet. Nur fliehend kann ſie ſiegen. Selten, ſelten hab' ich eine Tugend gefunden, die es hätte wagen dürfen, der Gelegenheit und der Gefahr mit unerſchrockner Stirn entgegen zu gehen. Ich ſag' es noch einmal: blicken Sie auf das ſchwarze Gemälde! Bey tauſend andern Schriftſtellern werden Sie mehrere finden, die jeden Zug, der dieſem hier mangelt, erſetzen. Sehen Sie nur mit aufmerkſamen Auge um ſich her! Es kann nicht fehlen, die Erfahrung muß Ihnen täglich zeigen, daß ich ein treuer Mahler bin. Leben Sie wohl Mademoiſelle! bey erſter Gelegenheit hoff' ich Sie wieder zu ſprechen.

Auch Sie, mein werther junger Herr, werden keinen Schaden davon haben, wenn Sie dieß Gemälde mit Aufmerkſamkeit betrachten. Sie ſind jung, und völlig ſo, wie man ſeyn muß, um erſt verführet, und dann, wann die Reihe an Sie kommt,

kommt, ein Verführer zu werden. Ihnen sind Warnungen am nöthigsten.

Sie, mein Freund, sind etwas älter und haben Talente. Gern möcht' ich mich einige Minuten mit Ihnen unterhalten; aber Sie sehen, heut' ist es mir unmöglich. Besuchen Sie mich in acht oder vierzehn Tagen. Ich habe Ihnen etliche kleine Wahrheiten mitzutheilen, die Ihnen unangenehm, aber nützlich seyn werden.

Ew. Gnaden meinen also, daß dieser Abriß einiger unsrer Sitten vielleicht unter zehn Deutschen kaum einen treffe? Ew. Gnaden sind ein weltkluger und verständiger Herr; aber mit Ihrer Erlaubniß! wir sind schon sehr tief unter unsern Vätern, wenn unter funfzig, unter hundert oder noch mehreren Deutschen nur Einer ist, auf den ein oder der andere Zug aus meinem Gemälde passet. Denn, lassen Sie sich dieß gesagt seyn, bey den älteren Söhnen Theut's fanden Sie unter etlichen tausenden kaum einen, auf den Sie einen der kleinsten Umstände, derer ich gedacht habe, hätten anwenden können. Die wichtigsten passen gar nicht auf unsere Ahnen; sie sind ein Vorzug unserer gebildeten und gesitteten Zeiten. In so fern aber haben Ew. Gnaden recht, daß es in andern Ländern noch schlimmer aussiehet. Allein gerade deswegen steht es in Deutschland schlimm aus.

Der

Deutſche.

Siebentes Stück.

Magdeburg, am 16ten Februar, 1771.

n der Spitze ſo vieler Urſachen, weswegen ich Römer nicht liebe, ſtehet dieſe, daß ſie den brauch des Geldes in meinem* ehemals ſo ickſeligen Vaterlande eingeführet haben. Und f meinen Tacitus bin ich doppelt böſe, wenn er der Stelle, in welcher er von den öffentlichen ſchenken redet, die unſere Vorfahren von aus- irtigen Völkern mit Vergnügen annahmen, es t einer Art von Ruhmredigkeit, und ſo, als nn er es den Römern als einen Umſtand anrech- , der ihnen zur Ehre gereichet, erzählet, daß om die Deutſchen verleitet habe, auch Geld zum ſchenke zu nehmen. „Sie haben, ſagt er, eine rzügliche Freude an den Geſchenken der benach- rten Nationen, welche ihnen nicht bloß von ein-

zelnen Personen, sondern auf Kosten des Staates gehalten werden, z. E. an auserlesenen Pferden, großen Waffen, Pferdegeschirr und Halsketten. Jetzt haben wir sie gelehrt, auch Geld anzunehmen."

Wie glücklich lebte dieß vortrefliche Volk in seinen Wäldern, ehe es andere Bedürfnisse kannte, als dieses, sein Leben auf die einfältigste Art zu erhalten. Ein jeder war reich, weil einer nicht mehr brauchte, als der andere. Ein jeder konnte sich seinem Stande gemäß ernähren, weil man von einem höheren Stande nur größere und hervorleuchtende Tugenden erwartete, keinesweges aber einen stärkeren Aufwand verlangte. Weniges Vieh, ein sicherer Bogen, oder Wurfspieß, und ein paar nervigte Arme; mehr bedurfte weder der Vornehme noch der Geringere, um sich den nothwendigen Unterhalt für sich und die Seinigen zu verschaffen. Hatt' er über dem noch ein paar Knechte, so war zugleich das Brod zu seinem Fleische da. (*) „Ich bin zweifelhaft, spricht der

(*) Bey unsern Vorfahren unterschied sich ein Knecht nicht dadurch von dem Freygebohrnen, daß er aufwarten mußte. Er hatte sein eignes Haus, sein Weib, seine Familie. Ich habe ein Blatt in der Folge dazu bestimmet, in welchem ich von den verschiedenen Ständen reden werde. Und auf dasselbe muß ich die Neugierde derer unter meinen Lesern

der römiſche Schriftſteller, ob ihnen der Himmel im Zorn oder aus Gnade Silber und Gold verſagt hat.“ Ein unnöthiger Zweifel. Der Gebrauch des Geldes iſt die unglückliche Quelle des meiſten Elendes in der Welt. Der brennende Durſt nach demſelben hat Millionen Dinge erfunden, welche die Weichlichkeit nothwendig, und Gewohnheit vereint mit dem Vorurtheile unentbehrlich gemacht hat. Mit allem Recht (in Rückſicht auf unſern jezigen Zuſtand) läßt Brandes im Grafen von Olsbach den ehrlichen alten Stornfels in einer Anwandlung von edlem Unwillen ausrufen: So wahr ich lebe! der rechtſchaffenſte Mann iſt ein armſeliger Schuft, wenn er kein Geld hat! —

Wie viele Laſter, wie viele Flecken der Seele hat der Gebrauch des Geldes unter uns erſchaffen, von welchen man in jenen Zeiten, die ich beneide, nicht einmal den Namen kannte! Was konnte, wenn ich ein Beyſpiel anführen ſoll, ein Volk vom Wucher wiſſen, das nicht einmal einen Begriff von Zinſen hatte, und bey dem aus dieſer glücklichen Unwiſſenheit der Wucher weit ſicherer unterblieb, als wenn er durch die allerſchärfſten Geſetze wäre verboten geweſen. Der Eigennutz

Leſern verweiſen, welchen dergleichen Sachen, die unſer Vaterland in ſeiner goldenen Zeit betreffen, noch unbekannt ſind.

fand eben so wenig Platz unter ihnen. Wer Gelegenheit hatte, jemanden zu dienen, (und solche Gelegenheiten müssen sich bey einer Nation, die keine Geschäfte hatte, ungemein selten dargeboten haben) der that es, ohne einen andern Vortheil zu kennen, als den, jemanden gedienet, oder eine schöne Handlung ausgeübt zu haben. Jetzt zwingen eingebildete oder wahre Bedürfnisse, Mangel, und unsere Einrichtung oftmals selbst das edelste und uneigennützigste Herz zu der Erniedrigung, etwas bloß deswegen zu thun, weil sich Vortheil daraus ziehen lässet. Wie manchen rechtschaffenen Mann seh' ich um mich her, den das Unglück unterjochet, weil man heutiges Tages volle Beutel haben muß, um seine Verdienste geltend zu machen! Wie manchen, der des größesten Glückes würdig ist, und nach unsern Sitten unmöglich glücklich seyn kan; der es aber zuverläßig würde gewesen seyn, wenn er vor siebzehn oder achtzehnhundert Jahren in den Wildnissen unserer Väter gelebt hätte, wo Tapferkeit, Tugend und Patriotismus gültigere Vorzüge waren, als in unserm Jahrhunderte eine Million.

Es sey mir erlaubt, meinen Lesern eine Geschichte zu erzählen, deren Erinnerung noch jetzt Bitterkeit auf mein Leben ausgießet, und mir oft in den heitersten Stunden eine wehmüthige Thräne ablocket. Könnt' ich sie nur so rührend vortragen, als ich sie erlebet habe!

In

In meinen jüngeren Jahren lebt' ich eine Zeit lang in einem abgelegenen Winkel Deutſchlands, in einer Stadt, wo man, wie es überhaupt gewöhnlich iſt, die Verdienſte eines Mannes nach dem Gewichte und der Peripherie ſeines Geldbeutels beſtimmet. Ich war daſelbſt ſo — ich weiß nicht, ſoll ich es glücklich oder unglücklich nennen? mir die vertraute Freundſchaft eines vortrefflichen jungen Mannes zu erwerben; eines Mannes, der ſeine ganze Lebenszeit hindurch zu auſſerordentlichen Begebenheiten, und zu ausgeſuchten Unglücksfällen beſtimmet zu ſeyn ſchien; der ſchon in ſeiner Geburt unglücklich war, und das bedauernswürdigſte Ende nahm. Selbſt der Zufall, dem ich ſeine Bekanntſchaft zu danken hatte, war ſo ſonderbar, ſo unglücklich, aber zugleich ſo rühmlich für ihn, daß es mir in der That Ueberwindung koſtet, ihn nicht zu erzählen. Allein wenn ich jeden Umſtand, der meinem Freunde zum Ruhme gereicht, und, jeden Unfall, der ihm begegnete, erzählen wollte, wahrhaftig meine Damen, dann würden Sie ein dickes Buch zu leſen bekommen.

Der Herr K** war der älteſte Sohn eines Gelehrten, der von einem anſehnlichen Vermögen den edelſten Gebrauch machte, und deſſen vorzüglichſte Beſchäfftigung die Erziehung ſeiner beyden Söhne war. Er liebte ſie zu ſehr, als daß er ſie fremden Händen hätte vertrauen ſollen; und er

ſelbſt beſaß alle erforderlichen Talente, um ihre Bildung übernehmen zu können. Die Lehrer, welche er ihnen in denen Sprachen, derer er nicht mächtig war, in der Muſik, und in andern Wiſſenſchaften hielt, mußten unter ſeiner Aufſicht und nach ſeinem Plane arbeiten, und er ſelbſt war bey allen Unterweiſungen gegenwärtig.

Wie glücklich würde dieſer zärtliche Vater geweſen ſeyn, wenn mein Freund ſein einziger Sohn geweſen wäre! und was konnte dem Glücke meines K** fehlen, wenn er keinen Bruder gehabt hätte! Die Mutter meines K** ſtarb, indem ſie ihn zur Welt brachte. Sein Vater begieng die Thorheit, ſich zum andernmale zu verheirathen, und in dieſer zwoten Ehe wurde der jüngere Sohn gebohren. So früh der ältere jede Erwartung ſeines Vaters übertraf, eben ſo bald verrieth der jüngere eine ſolche Seele, die GOtt zum Fluch entſtehen heiſſet. Schon als Knabe war er ein Böſewicht. Kein Wunder, daß er als Jüngling der Mörder ſeines Vaters ward. Dieſer ließ nichts unverſucht; und ich zweifle im geringſten nicht, daß es ſeinen unverdroßnen Bemühungen endlich würde gelungen ſeyn, daß Herz ſeines Jüngſtgebohrnen zu beſſern, wenn nicht ſeine Frau, die ihren Sohn ſo ausſchweifend liebte, als ſie ihren Stiefſohn haßte, durch ihre Verzärtelung alles verdorben hätte.

Mein Freund (denn es iſt Zeit, daß ich von ihm rede) war im Begriffe ſeine akademiſchen Studien zu endigen, als ihm eines Tages ein alter Bedienter ſeines Vaters die Nachricht brachte, daß er eiligſt nach Hauſe reiſen mögte. Aber ich fürchte, ſagte der Greiß, ich fürchte, mein lieber junger Herr! Sie werden zu ſpät kommen, denn (hier ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen) ich ſah es wohl, daß er ſchon mit dem Tode rang, als er mir befahl, zu Ihnen zu reiten. —

Wer? wer? rief der Herr K**. „Ihr Herr Vater! ſagte der Bediente. Ohne mich bey der Beſchreibung des Schmerzes aufzuhalten, den mein armer Freund nothwendig empfinden mußte, will ich nur ſagen, daß er Poſtpferde nahm, Tag und Nacht fortjagte, und kaum noch drey Meilen von ſeiner Vaterſtadt entfernt war, als er mit dem Pferde ſtürzte, das rechte Bein brach, und eine große Wunde am Kopfe bekam. Der alte Bediente, der ihn begleitete, brachte ihn mit Hülfe des Poſtillions in die armſelige Schenke eines nahe gelegenen Dorfes. Er hatte ihm die Kopfwunde, ſo gut er konnte, mit ſeinem Schnupftuche verbunden, war aber nicht vermögend geweſen, das Blut zu ſtillen. Die Wirthin, ein kleines, altes, geſchwätziges Geſchöpf, hörte dem Bedienten, der ihr das Unglück ſeines Herrn mit wenig Worten erzählte, ſehr gelaſſen zu. Je nu! ſagte ſie; iſt's

doch nur ein Bein. Der Hals, verſteht er, da GOtt vor ſey! wäre doch noch einmal ſo ſchlimm geweſen. Je nu! und das Loch am Kopfe iſt doch nur ein Loch. Hat er doch den Kopf noch, verſteht er.

GOtt weiß, wie lange ſie noch würde fortgeplaudert haben, wenn nicht der Bediente, den der Himmel mit ſehr weniger Geduld ausgerüſtet hatte, ihre verſteht er, und will ich nur ſagen, mit einem kräftigen Fluche unterbrochen hätte. Frau, ſchrie er, macht da dem Geſchnatter ein Ende! Blitz und der Hagel! wenn eine verdammte Weiberzunge einmal ihr Uhrwerk in Bewegung ſetzet, ſo wollt' ich lieber ein Schock Beine brechen, als das verhenkerte Geplapper anhören. Geht, lauft, ſchafft einen Wagen, daß mein Herr in die Stadt kommt. — Denkt doch! ſagte die Wirthin; als wenn mein Bruder nichts wäre, will ich nur ſagen. — Aber man mag ſich an dieſen Proben der Beredſamkeit einer Wirthin und eines Dieners begnügen. Die Meinung der Frau gieng dahin, es ſey unnöthig und gefährlich, den jungen Herrn in dieſem Zuſtande drey Meilen weit zu fahren. Ihr Bruder wäre Mannes genug, ihn wieder zu flicken, wenn ihm auch alle Rippen oben darauf eingeknicket wären. Der Bediente, ungeachtet er kein großes Vertrauen in die Geſchicklichkeit dieſes Bruders ſetzte, unter deſſen Perſon er ſich etwan einen alten verabſchiedeten

Com-

pagniefeldſcheer dachte, glaubte doch, daß er
l im Stande ſeyn mögte, die Hauptwunde ſeis
Herrn einiger maſſen zu verbinden, und bat
Wirthin, ihn eiligſt zu rufen. Sie gieng, und
in wenig Minuten, in Begleitung eines alten
hirten zurück. Der Bediente ſtand wie anges
ıert, als er dieſe ſchmutzige Figur erblickte,
wollte ſchlechterdings nicht verſtatten, daß
Alte ſeinen Herrn, dem das viele verlohrne
t eine ſtarke Ohnmacht zugezogen hatte, nur
ihrte. Der ehrliche Hirt, anſtatt darüber böſe
verden, gab dem Bedienten die beſten Worte,
ſtellte ihm mit einer mehr als bäuriſchen Bes
ımkeit die Gefahr ſeines Herrn vor, und halb
Ueberredung, halb mit Gewalt, näherte er
dem elenden Lager des jungen Herrn, und
rſuchte die Wunde, die er nur bloß wegen der
blutung gefährlich fand. Er verband ſie,
brachte Arzeneyen. Kurz, innerhalb drey
en erklärte er, daß Herr K** ohne Gefahr
) der Stadt getragen werden könne, (denn
Fahren wollt' er nicht verſtatten) und erbot
ihn zu begleiten, und vollends für ſeine Hei
; zu ſorgen. Mein Freund, der das ſtärkſte
trauen zu dem alten Hirten gefaſſet hatte,
m dieſes Erbieten mit Freuden an. Als er
inem väterlichen Hauſe anlangete, ward er
ſeiner Stiefmutter und Bruder mit vieler
ellter Freundlichkeit empfangen. Beyde
nen über den Tod ſeines Vaters und über

ſeinen Unfall untröſtlich. Er wollte zu dem Sarge getragen ſeyn; man gab es nicht zu unter dem Vorwande, daß ſich die Leiche wegen des warmen Wetters ſehr verändert hätte. Er hatte alſo auch nicht einmal den traurigen Troſt, den Reſt ſeines theuren Vaters zu ſehen.

Sein Hirte ſtellte ihn in unglaublich kurzer Zeit wieder her, und was noch mehr zu bewundern iſt, wegerte ſich ſtandhaft, die geringſte Belohnung anzunehmen. Mein Freund bat ihn, ſein Leben bey ihm zu beſchließen; allein auch dieß verbat ſich der Greis. Doch verſprach er von freyen Stücken, ihn alle Monat zu beſuchen, und überdem ſeine Hülfe, ſo oft er derſelben benöthiget ſeyn könnte. Ich bin alt, ſagte er, und will in der Hütte ſterben, in der ich gebohren bin. Ihre Geſchenke werden mir nichts nütze, weil ich meiner Armuth zu ſehr gewohnt bin, als daß ich ſie gegen beſſere Umſtände vertauſchen ſollte. Mein Freund bewunderte den Edelmuth des alten Mannes, und empfing ihn, ſo oft der Greis in der Folge zu ihm kam, mit der Zärtlichkeit eines Sohnes.

Von dem Tode ſeines Vaters an, folgte bey meinem Freunde ein Unglück dem andern. Ich werde die ganze Reihe mit Stillſchweigen übergehen, weil ich es ſelbſt dem Leichtgläubigſten meiner Leſer nicht übel nehmen dürfte, wenn er die Wahrheit ſolcher Begebenheiten in Zweifel zöge, denen

ich

ſelbſt meinen Glauben verſagen würde, wenn
nicht von ſehr vielen ein Augenzeuge geweſen
ire. Dieß einzige muß ich nur anführen, ehe
) mich zu dem Theile der Geſchichte wende,
n ich mir zu erzählen vorgeſetzt habe, daß mein
eund durch einen Proceß das größeſte Theil
nes Vermögens verlohr. Die Treuloſigkeit
nes Bruders, den ich künftig zum Unterſcheid
rl nennen werde, war Schuld an dieſem Un-
ücke. Er hatte die Gegenparthey ſeines Bru-
rs aufgewiegelt, machte in Geheim mit ihr ge-
einſchaftliche Sache, und beſaß die Geſchicklich-
it dem Herrn K** gewiſſe wichtige Dokumente
entwenden, die ihm unentbehrlich waren, die
erechtigkeit ſeiner Sache zu vertheidigen und zu
weiſen. Mein Freund ward durch den Verluſt
eſes Rechtshandels in betrübte Umſtände verſe-
t. Kaum war ihm ſo viel übrig geblieben, daß
kümmerlich leben konnte. Sein Verſtand,
ne Gelehrſamkeit und Fleiß halfen ihm fort.
s entwiſchte ihm keine Klage, ſein Geſicht ſchien
mer heiter, ſo ſehr ſein Herz blutete; nur in mei-
n Schooß ſchüttete er zuweilen ſeinen Kummer
is. Zu der Zeit, als ich ihn kennen lernete, hatte
ſchon ſechs volle Jahre hindurch alles erduldet,
as nur immer ein Menſch erdulden kann. Das
chickſal hatte ihn auf ſo mancherley und ſo ſelt-
me Art heimgeſucht, daß er dem Ungewitter keine
eye Seite mehr entgegen zu ſtellen hatte. Jeden
ag bezeichnete ein neuer Unfall, und mit jedem

Tage

Tage schien seine Standhaftigkeit zu wachsen. Endlich ward sie auf Proben gesetzet, wo sie scheiterte. Und dieß ist eigentlich die Begebenheit, welche ich meinen Lesern mittheilen will.

Auch der Glückliche kann die süsse Gewalt der Liebe empfinden; aber viel geöffneter ist ihr das Herz des Unglücklichen, viel bereitwilliger ihre Eindrücke anzunehmen. Mein Freund sah Julien, und seine Seele flog ihr entgegen. So lange die Gesellschafft versammelt war, in der er sie zum erstenmal sah, blieben seine Blicke fest an ihr geheftet. Zwanzigmal, öffnete er den Mund, sie anzureden; ein ich weiß nicht was, das vermuthlich die meisten meiner Leser zu seiner Zeit werden empfunden haben, hielt ihn zurück und band seine Zunge. Julie richtete von ungefähr ihr schönes Auge auf ihn; sein Gesicht glühete. Julie schlug die Augen nieder; sein Gesicht erbleichte. Niemals hatte mein Freund eine so lächerliche Rolle gespielet. Die Gesellschaft gieng auseinander, und mein Freund hatte in der That den Muth, Julien an ihren Wagen zu führen.

Er kam am folgenden Tage zu mir. Seine Mine war so ausserordentlich schwermüthig, und seine Zerstreuung so sichtbar, daß sie unmöglich meiner Aufmerksamkeit entgehen konnte. Unsere Vertraulichkeit gab mir das Recht, ihn um die Ursache seiner Unordnung zu fragen. Seine

Ants

Antwort war eine Lobrede auf Julien, ſo wie man ſie von einem Liebhaber erwarten kann. Und doch muß ich geſtehen, er ſagte nicht zu viel. Denn man kann zu Juliens Lobe nicht genug ſagen.

Denken Sie ſich, meine Herren, eine aufblühende, rührende Schönheit von ſiebenzehn Jahren, die von den Händen der Liebe geſchaffen zu ſeyn ſcheint, mit blonden Haaren, großen, blauen ſchmachtenden Augen, die unwiſſend Liebe blicken; ein himmliſches Mädchen,

Gefallend, wenn ſie ſchwieg; bezaubernd, wenn ſie ſprach;
Dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Roſen
Beliebt gemacht, ein Witz, dem's nie an Reiz gebrach;
Zu ſtechen, oder liebzukoſen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd wenn er ſtach
Und ohne Gift. Nie ſahe man die Muſen
Und Grazien in einem ſchönern Bund;
Nie ſcherzte die Vernunft aus einem ſchönern Mund,
Und Amor nie um einen ſchönern Buſen.

So war Julie. In dieſem entzückenden Körper wohnte die Seele eines Engels. Noch jetzt

daß er ihm seine Tochter mit Freuden würde gegeben haben. Madame B** schätzte ihn, so lange sie glaubte, er sey in ihre verjährten Reize verliebt; allein sie haßte ihn eben so herzlich, als sie dessen Neigung zu ihrer Tochter bemerkte. Julie, die ihrer unnatürlichen Mutter schon lange wegen ihrer seltenen Vorzüge verhaßt war, lebte nunmehr schlimmer als in der Hölle. Sie ertrug mit Geduld allen Unsinn ihrer rasenden Mutter, und tröstete sich mit der Zärtlichkeit ihres geliebten K**. Allein auch sie war zu größeren Leiden bestimmt. Der saubere Herr Carl, den ich schon vorhin als einen Böſewicht angekündiget habe, merkte die Neigung seines Bruders gegen Julien nicht so bald, als sein teufliſches Herz den Anſchlag ausbrütete, das Glück eines Bruders den er verabſcheute völlig zu tödten, und ihm das Herz seiner Geliebten zu entführen. Nun eröfnet ſich nach und nach ein Schauplatz voll abſcheulicher Begebenheiten, die ich meinen Leſern, wenn ſie Thränen übrig haben, nächſtens erzählen werde.

Der

Deutſche.

Achtes Stück.

Magdeburg, am 23ten Februar, 1771.

Um meine Leſer nicht lange in der Erwartung zu erhalten, will ich fortfahren, ihnen die Geſchichte meines unglücklichen Freundes zu erzählen. Juliens Bruder und Carl waren ſeit dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft unzertrennlich. In der That waren dieſe beyde für einander geſchaffen. Gleiche Lebensart, gleiche Neigungen, gleiche Ausſchweifungen und Laſter machten einen dem andern unentbehrlich. Sie waren Tag und Nacht zuſammen, ſchmiedeten gemeinſchaftliche Anſchläge, und dieneten einander wechſelsweiſe in ihren Ränken. Es iſt gewiß, daß

gleiche Laſter, wenigſtens auf eine Zeitlang, eben ſo feſt verbinden, als gleiche Tugenden.

Der junge B** haſſete meinen Freund eben ſo heftig, als Carl. Sie fürchteten ihn, wie allemal der Böſewicht den Rechtſchaffenen fürchtet. Die Zärtlichkeit des Herrn K** gegen Julien war für B** kein Geheimniß, und er bemerkte ſie mit Widerwillen. Lange beſchäfftigte er ſich mit fruchtloſen Anſchlägen, welche auf die Trennung dieſer beyden Liebenden abzieleten. Die Hochachtung, welche der alte Herr B** gegen meinen K** hegte, und die genaue Kenntniß, die er von dem vortreflichen Charakter dieſes liebenswürdigen jungen Mannes hatte, vernichtete alles. Der alte Herr liebte ſeine Tochter und meinen Freund ſo zärtlich, daß er ſelbſt alle Mühe anwendete, dieſe beyden Herzen glücklich zu machen Mein K** war einem Miniſter empfohlen, der ihm zu einer anſehnlichen Bedienung Hoffnung machte, und ihm desfalls die ſtärkſten Verſicherungen gab, die er täglich wiederhohlte. Herr B**, der dieß als den einzigen möglichen

Weg

Weg betrachtete, den Geliebten ſeiner Julie zu verſorgen, ließ keine Woche vergehen, ohne dem Miniſter ſeine Aufwartung zu machen, und ihm das Glück des Herrn K** zu empfehlen. Und es hatte das Anſehen, als wenn dieſe und viele andere Bemühungen, die Gewogenheit, die der ehrliche alte Mann auf meinen Freund geworfen hatte, immer vermehrten. Der junge B** machte alſo den Schluß, daß von dieſer Seite nichts auszurichten ſeyn würde. Er gieng demnach mit Carl zu Rathe. Dieſer war geübter in Bosheiten, und kannte ſeinen Bruder und Julien beſſer. Er überlegte, daß es zur Erreichung ſeiner Abſicht nicht hinlänglich ſeyn würde, wenn gleich Juliens Vater dahin gebracht werden könne, ſeiner Tochter einen Mann aufzudringen. Freylich, ſagt' er, wird das ſchöne Paar dann unglücklich ſeyn; aber ich will ſie elend wiſſen. Sie werden ſich dennoch lieben, und wenn auch eine Welt zwiſchen ſie gelegt würde; und ſo lange ſie von ihrer gegenſeitigen Liebe verſichert ſind, wird immer noch eine Art von Troſt für ſie noch übrig bleiben. Ihre Herzen müſſen getrennet werden, das iſt der

Punkt! Bey meinem Bruder wird nichts auszurichten seyn; aber Julie ist ein Frauenzimmer, das ist genug. Man muß es versuchen.

Er dachte mit dem jungen B** einen Plan aus, der ihnen beyden unfehlbar schien. Carl war der größeste Meister in der Verstellungskunst und der ausgelernteste Heuchler. Er hatte keine Schwürigkeiten gefunden, die Achtung des alten Herrn B** zu erwerben, und sogar ein Theil seines Vertrauens, weil er ihm von einigen Ausschweifungen seines Sohnes, von welchen er zuverläßig vorher sah, daß sie unmöglich verborgen bleiben konnten, die erste Nachricht gab, und in Gegenwart des alten Herrn den Sohn tadelte, und zur Besserung ermahnete. Er beseufzete die rohe Aufführung der jungen Leute, klagete über die Verführung: kurz, er wußte seine Rolle so meisterhaft zu spielen, daß man ihn im Hause des Herrn B** für einen Menschen von den besten Sitten hielt. Er fand sogar Mittel, seinen Bruder zu hintergehen, für welchem er zwar beständig seine lüderliche Aufführung, so viel es

mög-

möglich war, verborgen hatte, daß auch dieser nach und nach anfieng, eine beſſere Meinung von ihm zu faſſen. Ohnehin ließ es ſich mein Freund nicht einmal im Traum einfallen, daß es ſein Bruder ſey, dem er den Verluſt jener wichtigen Papiere, derer ich im vorigen Stücke erwähnete, und ſeines Vermögens zu danken gehabt. Bey Julien war Carl, als der Bruder ihres Geliebten, ſehr wohl gelitten; ſeine Geſellſchaft war ihr ſogar angenehm, weil er, wenn er wollte, die größeſte Politeſſe mit dem feinſten Verſtande verband, ſich in den Charakter eines jeden zu ſchicken wußte, viel geleſen hatte, voll von muntern und unerwarteten Einfällen, und für jeden, der ſein Herz nicht kannte, der liebenswürdigſte Geſellſchafter, mit einem Worte! ein zweyter Lovelace war. Ueberdem war er groß von Perſon, vortheilhaft gewachſen, und von keiner unangenehmen Geſichtsbildung. Seine Mutter ſetzte ihn in den Stand, einen beträchtlichen Aufwand machen zu können, und nach ihrem Tode war er der einzige Erbe ihres nicht geringen Vermögens.

So bald er mit dem jungen B**, seinen ganzen Anschlag abgekartet hatte, besuchte er Julien täglich, und sparte nichts, sich in ihrer Gewogenheit festzusetzen. Er gewann ihre Freundschaft; allein ungeachtet aller Künste, die er anwendete, war es ihm unmöglich, die Liebe dieses unvergleichlichen Mädchens gegen seinen Stiefbruder zu schwächen, noch weniger, für sich den geringsten Eindruck auf ihr Herz zu machen. Verschiedene Monate hindurch gab er sich alle erdenkliche Mühe, ohne andern Nutzen davon zu haben, als daß er zuletzt — ernstlich in Julien verliebt ward.

Bey einer edlen Seele wird die Liebe eine Mutter erhabener Gesinnungen, und ein Sporn zu großen Handlungen. Eine solche Seele wird nichts unterlassen, wodurch sie der Hochachtung des geliebten Gegenstandes würdiger werden kann. Ganz entgegen gesetzt verhält es sich bey einem schlechten Herzen. Bey einem solchen wird die Liebe gemeiniglich ein Quell von Schandthaten. Dem Böswicht liegt nur selten daran, geliebt zu werden, er bemühet sich also nicht, liebenswerth

zu seyn. Nur sein Trieb verlanget Sättigung. Dieß war der Fall bey Carln, wozu sich noch die Begierde gesellete, seinem Bruder die letzten und einzigen Freuden seines Lebens zu rauben. Er sah, daß er mit allen künstlichen Versuchen, Julien seines Bruders unwürdig zu machen, nichts ausrichten würde. Nun zog er die Larve ab, und wagte offenbare Anfälle auf Tugend. Sie sind größestentheils von der Art, daß ich Gefahr laufen würde, wider meinen Willen bey manchem ein Lehrer des Lasters zu werden, wenn ich sie erzählen wollte. Lieber übergeh' ich sie mit Stillschweigen. Er hatte Julien bisher immer noch zu bewegen gewußt, daß sie sein Betragen ihrem Geliebten nicht entdeckte. Die Furcht zween Brüder auf ewig zu entzweyen, und die unglücklichen Folgen, die sie von der Lebhaftigkeit des einen, und der Bosheit des andern besorgte, trug zu dieser Verschwiegenheit mehr bey, als das Bitten, und die anscheinende Reue des Carl.

Verachtete Liebe bringt oft sogar das sanfteste und beste Herz aus dem Gleichgewichte; kein Wun-

der, daß Carl durch Juliens Widerſtand, durch den heftigen Widerwillen, den ſie gegen ihn gefaſſet hatte, und durch die Verachtung, die er ſo ſehr verdiente, in eine ſolche Wuth geſtürzt wurde, daß ſeine Liebe ſich in den raſendſten Haß verwandelte.

Ich komme jetzt zu einem abſcheulichen Zuge, den man ſchwerlich einem Herzen zutrauen wird, zu deſſen Bildung keine Sorgfalt geſparet war. Allein ich ſelbſt bin ein Zeuge von Carls nachmaligem Geſtändniſſe geweſen, und es leben noch verſchiedene Perſonen, denen ein Theil der Geſchichte bekannt iſt.

Julie war zu ſchwach, die traurige Lage, in der ſie lebte, zu ertragen. Sie fiel in eine Krankheit, die in wenigen Tagen gefährlich wurde. Mein K** verließ ſie keinen Augenblick; er reichte ihr alle verordnete Mittel ſelbſt. Carl beſuchte ſie täglich zum öftern, ob er gleich bemerkte, daß der Widerwille, mit dem ſie ihn ſah, ihre Krankheit vermehrte. Eines Tages, als ſie eben aus der Hand ihres Geliebten eine Arzeney genommen

hatte,

hatte, fiel ſie in die heftigſten Verzückungen. Der in Eil herbeygerufene Arzt verſicherte, daß dieſer Zufall, und die übrigen damit verbundenen Symptome keine Folge der Krankheit wären, ſondern von Gift, welches die Kranke müßte bekommen haben, herrühreten; ob er gleich, (hier ſchüttelte er die groſſe Perrüke gewaltig) nicht wüßte, wie ſie könne vergiftet worden ſeyn. Die Geſchwindigkeit, mit welcher er Julien Beyſtand leiſtete, rettete ſie. Herr K** umarmete die zitternden Knie des alten Aeſkulap, und ſchwur tauſendmal, daß er ihn für ſeinen Retter, ſeinen Vater, ſeinen Schutzgott halten würde. Das iſt ganz gut, mein lieber Herr, ſagte der alte Doktor, aber ich wünſchte von Herzen, daß ſie nicht nöthig gehabt hätten, mir zu danken; und dann kommt ihre Freude ein wenig zu früh. Vermuthlich wird die Krankheit thun, was ich dem Gifte gewehret habe. GOtt verzeih' es dem Böſewichte, der es ihr beygebracht hat. „Dieſe Worte zerſtörten alle Freude meines armen Freundes, und hemmeten den Strom ſeiner Dankſa-

gungen. Er drang auf die schärfste Untersuchung; alles ward ihm verdächtig. Julie, die vielleicht unter allen am richtigsten auf den Urheber dieses Zufalls muthmaßete, ließ nicht nach mit Bitten, bis sie ihren Vater und ihren Geliebten beweget hatte, keine Untersuchung anzustellen. Um meinetwillen, sagte sie, muß niemand unglücklich werden.

Indessen hatte diese Begebenheit ihre Krankheit ungemein verschlimmert; ihre Kräfte waren durch das Erbrechen, welches die Gegengifte gewürket hatten, völlig zerstöret; die himmlische Julie schien sich ihrem letzten Augenblick mit eilenden Schritten zu nähern. Der bedaurenswürdige K** war in Verzweiflung. Er lag bey ihrem Bette auf den Knien, und drückte ihre kalte Hand fest an seinen Mund. Julie richtete ihr brechendes Auge auf ihn, dann auf ihren Vater, dann wieder auf ihn. Der ehrliche Greis lief von einer Stelle zur andern, rang die Hände, und forderte das Leben seiner Tochter mit heissen Thränen vom Himmel. Carl stellte sich äusserst betrübt.

Nur

Nur Madame B** und ihr Sohn waren unvermögend, ihre Freude zu verbergen.

Julie sank in einen Schlummer, der so anhaltend war, daß man glaubte, sie würde nicht wieder erwachen. Ihre Stirn triefte von Schweiße. Sie erwachte, und fand sich erleichtert. Wer Gefühl hat, mag sich die Freude meines Freundes vorstellen, als ihm der Arzt einige Hoffnung zu ihrer Genesung machte. Nach Verlauf weniger Tage war sie durch ihre gute Natur auſſer Gefahr, ob wohl der alte Doktor sich allein die Ehre dieses Wunders zueignete.

Es dauerte länger, ehe Julie ihre Kräfte wieder erhielt. Auf Anrathen des Arztes machte sie sich zum öftern gelinde Bewegungen; gemeiniglich pflegte sie, in Begleitung ihres Vaters und meines Freundes, nach einem kleinen einsam gelegenen Gärtchen zu fahren, welches der erstere eine halbe Meile von der Stadt besaß. Eines Tages, als ihr Geliebter zu dem Miniſter gerufen war, der ihn noch immer mit den schönſten Verheiſſungen hinhielt, weil er ihn zu gewiſſen Abſichten brauch-

brauchte, fuhr Julie mit ihrem Vater allein, Herr K** verſprach, ſo bald es ihm möglich ſeyn würde, zu Pferde nachzukommen. Der Miniſter hielt ihn länger auf, als er vermuthet hatte, und es war ſchon völlig Dämmerung, als er aus der Stadt ritt. Anſtatt, Juliens Wagen zu begegnen, wie er hoffete, traf er den alten Herrn B** zu Fuſſe an. Dieſer erzählte ihm, drey verlarvte Kerls zu Pferde hätten den Wagen angehalten, die Stränge abgeſchnitten, Julien fortgeführet, und ihn ſelbſt, da er ſich widerſetzen wollen, ſehr gemißhandelt. Er habe durch vieles Bitten den Miethkutſcher beweget, den Räubern in der Entfernung nachzufolgen. Der gute alte Mann konnte vor Thränen nicht reden. Um Gottes willen! rief er, retten Sie meine Julie! retten Sie meine Tochter! K** erkundigte ſich nach dem Wege, den die Räuber genommen hatten, allein der alte Herr konnt' ihm keine Nachricht geben. Wir müſſen warten, ſagte er, bis der Kutſcher zurück kommt. Vielleicht giebt er uns Nachricht.

Sie verfügten ſich nach der Stelle, wo ſich der Vorfall zugetragen hatte, in der Abſicht, die Zurückkunft des Kutſchers zu erwarten. Er blieb nicht lange aus, und ſagte, er hätte Julien immer im Geſichte behalten, und wäre ihr bis an ein gewiſſes Landhaus gefolget, in welches man ſie gebracht hätte. Er nannte das Haus; und man urtheile von dem Entſetzen meines armen

Freun-

ndes, als er das Landhaus ſeiner Stiefmut
ennen hörte. Er warf ſich auf ſein Pferd
log dahin. Kaum ließ er ſich die Zeit, dem
cher zu befehlen, daß er ihm folgen mögte.
im an; das erſte, was ihm in die Augen fiel,
der ſchändliche junge B** der ihn trotzig
e, was er hier zu ſuchen hätte? Ihre Schwe
verſetzte Herr K**. Statt der Antwort
B** eine Taſchenpiſtole heraus. Mein
nd kam ihm zuvor, bemächtigte ſich derſelben,
warf den jungen B** dem er an Stärke weit
egen war, ziemlich unſanft zu Boden, befahl
er Aufſicht des Kutſchers, und eilte die Treppe
uf. Er fand einen verlarvten Kerl an der
: des Saals, der ihm den Eingang ſtreis
nachen wollte. Herr K**, den Juliens
ime in die größeſte Wuth ſetzte, zwang
Kerl mit der aufgezogenen Piſtole, ihm
Thür zu öffnen. Carl, denn dieſer war
gen den Julie nur noch mühſam rang, hörte
Stimme ſeines Bruders. Voll Raſerey über
i mißglückten Anſchlag ließ er Julien
ergriff ſeinen Degen, der auf dem Tiſche
und eilte dem Herrn K** der in dieſem
nblicke in das Zimmer trat, entgegen. Er
undete ihn in der That. Dieſer, den der
ick ſeiner Julie mit blutigem Geſichte,
eueten Haaren und zerriſſenen Kleidern
menſchlichen Empfindungen beraubte, kam
i zweyten Stoße zuvor, indem er dem
eine Kugel durch die Bruſt jagte.

Der

Der

Deutſche.

Neuntes Stück.

Magdeburg, am 2ten März, 1771.

Eine ganz beſondere Sitte unſerer Väter war es, daß nicht die Braut dem Bräutigam, ſondern eigentlich der Bräutigam ſeiner Braut eine Morgengabe brachte. Rathen Sie, meine Leſerinnen, woraus dieſelbe beſtanden. Ich will Ihnen Zeit laſſen, es zu überlegen, weil ich ohnehin mit meinem Freunde reden muß, den ich neulich bat, mich zu beſuchen.

Schon, wie ich Sie jenesmal anredete, mein Freund, gab ich Ihnen das Zeugniß, daß Sie Urſache haben, auf einige Talente ſtolz zu

ſeyn; aber ich hatte damals nicht die Zeit, Ihnen auch dieß zu ſagen, daß Sie in einer ſehr irrigen Meinung ſtehen, ſo bald Sie ſich einbilden, daß Ihnen mit dieſen Talenten Ihr Glück nicht fehlen könne. Kommen Sie ja von dem Irrthume zurück, ehe Sie ihn durch eine traurige Erfahrung einſehen lernen. Sehen Sie ſich vor! dieſe Welt iſt bey weiten nicht das, was ſie zu ſeyn ſcheinet. Verdienſte ſind an ſich eine recht hübſche Sache, und ich, für mein Theil, bin denen Leuten auch recht herzlich gut, die welche beſitzen; aber laſſen Sie ſich's ſagen, es denkt nicht jedermann ſo. Beynahe ein jedweder, dem eine geheime Empfindung in's Ohr liſpelt, daß er Ihnen an Talenten nachſtehe, wird zuverläßig in eben dem Maaſſe Ihr Feind ſeyn, in welchem er ſich von Ihnen übertroffen fühlet. Und dann ſind wir nicht mehr in denen Zeiten, wo ein ehrlicher Mann bloß durch ſeine perſönlichen Vorzüge zu etwas gelangen konnte, weil das Verdienſt keine andere Empfehlung brauchte, als ſich ſelbſt. In unſern Tagen bettelt es ſein täglich

Brod,

Brodt, so bald es zu schamhaft oder zu stolz ist, sich einen Beschützer zu erbetteln, der sich ihm von selbst schwerlich anbieten wird. Zwar lebt ein Bernsdorf, der groß genug war, den Sänger des Meßias hervor zu ziehen, und seinen eignen Namen durch den Namen des Dichters unsterblich zu machen; ich sehe aber noch nicht, daß er Nachahmer gefunden hat. Alle, oder beynahe alle andern, durch derer Schutz sie ihr Glück machen könnten, wollen gesucht seyn. Man würde sie auch gern suchen, (denn es ist einem ehrliebenden Manne keine Schande, erlaubte Schritte zu thun, und, um sich eine gewisse Versorgung zu erwerben, einem vornehmen Herrn, von dessen Willen diese Versorgung abhängt, seine Aufwartung zu machen) wenn man sich unmittelbar an sie selbst wenden könnte. Ein halb Dutzend von meinem Bekannten haben dieß versucht, weil sie sich nicht überwinden konnten, vor einem Kammerdiener zu kriechen. Der Mäcen, anstatt sich durch diesen Edelmuth geehret zu finden, führte sie eine Zeitlang bey der Nase, und

gebohrnen Dummkopfe begreiflich zu machen, daß Sie Talente haben. Ich will Ihr kleiner Mäcen ſeyn, und Sie etlichen gröſſeren empfehlen. Kommen Sie mit mir.

Belieben Ew. Hochgebohrne Excellenz einmal dieſen jungen Menſchen anzuſehen? Das wäre recht ein Mann für Sie. Der Mund geht ihm wie ein Uhrwerk, wenn er Franzöſiſch paſſiret. Er wünſcht vor der Hand nur Hofmeiſter bey Dero Hochgebohrnem Herrn Sohne, oder Küchenſchreiber, oder ſo etwas, was Ew. Excellenz aus ihm machen wollen, zu werden, bis Hochdieſelben ſeiner in Gnaden überdrüßig zu werden geruhen, und ihn (GOtt gebe, daß dieſes je eher, je lieber geſchehen möge!) einmal im Zorn Sr. Hochwürdigen Gnaden, dem Herren Prälaten, der ſie bisher gemäſtet hat, gleichfalls zur Maſtung empfehlen. Mein Klient iſt zwar ein Gelehrter, aber kehren Sie ſich daran nicht; er hat, dafür ſteh' ich, ungeachtet ſeiner Gelehrſamkeit, alles gelernet, was Ew. Excellenz nur befehlen werden. Zuweilen wird Ihnen ſogar

ſeine Gelehrſamkeit nicht allerdings unnützlich ſeyn; denn da er die Hochadeliche Unwiſſenheit, und ſchon vom Erſten Ihrer achtzehen Hochgebohrnen Ahnen in gerader Linie fortgepflanzete Dummheit Eurer Excellenz zu kennen die Ehre hat, ſo will er ſich in Gegenwart zween Notarien, und ſo vieler Zeugen, als Hochdieſelben für gut finden werden, verpflichten, ſein bürgerliches Gehirn, ſo oft es erforderlich ſeyn wird, an die Stelle des Ihrigen denken zu laſſen. Ferner da er vortreflich ſchieſſet, und überzeugt iſt, daß Dero hervorſtechende und weltbekannte Verdienſte um das Vaterland ſich hauptſächlich darinnen äuſſern, daß Sie zur Sicherheit der Kohlgärten das Land von den verderblichen Haſen ſäubern; zu derley erſprießlichen Bemühungen aber gut abgerichtete Hunde ein unentbehrliches Requiſitum ſind, er aber die Kunſt aus dem Fundamente verſtehet, Hunde von allerley Art, vom Hühnerhund an, bis zur kleinen Marquiſe, die im gnädigen Schooße der Hochgebohrnen Frau Gemahlin Ew Excellenz

cellenz ruhet, in mancherley nützlichen, einem Hochadelichen Hunde anständigen, und so zum Besten, als zur Belustigung des Publikums abzweckenden Hundwissenschaften, Künsten und Possen zur Vollkommenheit zu bringen, zu dressiren, und zu perfectioniren: so erbietet er sich Dero wohlbeleibte Person auf allen Ihren ritterlichen Jagdübungen zu begleiten, Dero Hochgebohrnen Hund unterthänigst zu unterweisen, und Dero gnädige Fräuleins zu gleicher Zeit, neben bey, in den Kauf, und ohne dafür einen rothen Heller zu verlangen, zu unterrichten, und alle die Zeit, die ihm als wohlverordnetem Mentor Ihrer Hunde, von seinen schweren Amtsgeschäften übrig seyn wird, lediglich zur Unterweisung der jungen Damen im Tarok, Quadrille, Trisett u. a. m. auch zur Erklärung dieses oder jenes schlüpfrigen französischen Roman's, falls die Gelehrsamkeit der Französin, wider Vermuthen, nicht hinreichend seyn sollte, anzuwenden, damit sie bestmöglichst der Hochgebohrnen Frau Gemahlin Ew. Excellenz ähnlich, und in den

Stand geſetzt werden mögen, dermaleinſt einen rechtſchaffenen Mann toll zu machen. —

— Um des Himmels willen, gnädiger Herr! haben Sie Mitleiden mit mir! Geruhen Sie Ihre Entzückungen zu mäßigen! Ich bin ein armer, alter, hypochondriſcher Autor, der bey weiten keinen ſo feſten Körper hat, als Dero Perdrix! Noch eine ſolche Umarmung, und Sie haben mich auf ewig entmäcenatiſiret. — Aber ſagt' ich es nicht, daß mein Klient gerade der Mann wäre, den Sie brauchten?

Nun, mein Freund, ich laſſe mich Ihnen zu Liebe, von den herkuliſchen Armen Sr. Excellenz beynahe erdrücken, und Sie ſtehen da, ſo ſteif, ſo unbeweglich, wie ein Grenzſtein? Hier, kommen Sie, und bedanken Sie ſich wenigſtens — —

Was ſagen Sie? das wäre keine Stelle für Sie? Das hab' ich lange gewußt; ich weiß auch, daß Sie weder zum Spieler, noch zum Jäger, noch zum Hundementor taugen. Aber ich wollt' Ihnen nur zeigen, was hinter-

manchem Ordensbande ſteckt, und daß man durch dergleichen Wiſſenſchaften oftmals, beſonders in dem Theile Deutſchlandes, wo Sie leben, weit leichter ſein Glück macht, als durch Gelehrſamkeit und Talente. Es giebt nur ein ſicheres Talent, mit dem jeder Nichtswürdige durch die Welt kommen kann, und das wenig verdienſtvollen Leuten gegeben iſt. Schütteln Sie immer den Kopf! Sie glauben nicht, was für ein Anſehen, und was für gegründete Anſprüche auf jede Bedienung ein guter mit Eiſen beſchlagener Kaſten der funfzig bis hunderttauſend Thaler enthält, ſelbſt dem elendeſten Kerl giebt. Haben Sie Luſt, ſo will ich Sie noch zu etlichen vornehmen Herrn führen. Aber Sie werden bey allen eben ſo ſchlimm ankommen. Der eine wird Ihnen die Kammerjungfer ſeiner Gemahlin, als eine Zugabe zu einer einträglichen Stelle anbieten; ein anderer wird nicht erröthen, Ihnen noch ehrloſere Bedingungen vorzuſchlagen. Hören Sie nur, wie es mir ſelbſt in meinen jüngeren Jahren ergangen iſt.

Es war eine gewisse Bedienung erledigt, zu welcher ich mich sehr gut, und die sich noch besser für mich geschicket hätte. Der Beherrscher des Landes war keiner von denen liebreichen Fürsten, an die man sich unmittelbar wenden darf. Ich mußte mich also an den Minister wenden. Ohne Zweifel beleidigte es den Kammerdiener, daß ich ihm nicht vorher meine Aufwartung gemacht hatte, und daher hatt' ich unbeschreibliche Schwürigkeiten zu übersteigen, ehe ich so glücklich war, den Minister zu sprechen. Ich überwand sie alle, sprach ihn am Ende, und fand ihn sehr wider mich eingenommen. Doch war er so redlich, mir meine Bitte gerade zu abzuschlagen, ohne mich durch Versprechungen, oder Hofkomplimente aufzuhalten. Auch dankte ich ihm so höflich, als wenn er mir vollkommen gewillfahret hätte. Nach einiger Zeit fügte sich's, daß ich zufälliger Weise eine lange Unterredung mit eben diesem Minister hatte; und es glückte mir, ihm die schlechte Meinung, die er von mir hegte, gröstentheils zu benehmen.

men. Verzeihen Sie mir, sagte er, ich habe Sie verkannt, als ich Ihnen neulich Ihre Bitte abschlug. Sie verdienen, daß man etwas für Sie thut. Die Stelle, um die Sie anhielten, ist noch unbesetzt, und ich will Ihrentwegen mit dem Fürsten reden.

Ich gesteh's, diese Anrede schien mir mit einem so offenem Wesen vorgebracht, daß ich thöricht gnug war, sie einem guten Herzen beyzumessen, das, wenn es gefehlt zu haben glaubt, seine Fehler wieder gut zu machen eilet. Der Schleyer fiel mir bald von den Augen, als Se. Excellenz fortfuhren zu reden. Sie mutheten mir nichts Geringers zu, als gegen einen gewissen Herrn vom Hofe, dessen Untergang sie geschworen hatten, ein falsches Zeugniß abzulegen. Voll Unwillen ließ ich Se. Excellenz stehen, und schwur, in meinem Leben nicht wieder um eine Gnade anzuhalten, wenn ich nicht überzeugt bin, daß der von dem sie abhänget, ein gutes Herz hat.

Ihnen,

Ihnen, mein Freund, kann ich keinen andern Rath geben, als ſich an den Hof eines Joſeph's oder Friedrich's u begeben. Beyde kennen Verdienſte, und haben Männer um ihren Thron und in ihren Ländern, die ſich auch darauf verſtehen, und es, ſo wie die Monarchen, denen ſie dienen, aufzuſuchen, und hervorzuziehen wiſſen. Ein Beweis, daß ein würdiger Fürſt, würdige Unterthanen macht.

In den beyden letztern Blättern des Deutſchen finden Sie den Anfang und die Fortſetzung der Geſchichte eines Mannes, den an ausgebildeten Talenten nicht leicht jemand, und an Adel und Güte des Herzens kein Menſch übertraf, und der dennoch, aller ſeiner angewendeten Mühe ungeachtet, zu keiner anſtändigen Verſorgung gelangen konnte, weil es ihm an Gelde und an Gönnern fehlte, und der einzige Große, den er für ſeinen Gönner hielt, ein Nichtswürdiger war, der ihn mit ſchönen Verſprechungen ſo lange hintergieng, als er ſeiner Dienſte zu Erlangung

gewiß

gewisser Absichten benöthigt war. Ich werde das übrige dieser Geschichte nächstens erzählen, und ich bitte Sie, dem Beispiele meines unglücklichen Freundes nicht zu folgen, im Fall Sie einmal, so wie er, von einer Excellenz bey der Nase herumgeführet werden sollten. Leben Sie wohl bis aufs Wiedersehen.

Nun wie stehet es, meine schönen Leserinnen? Haben Sie ausfündig gemacht, was ein deutscher Jüngling in jenen glückseligen Zeiten seiner Geliebten zur Morgengabe schenkte? —

Bey meiner Treue! Sie irren gewaltig; und Sie hätten doch aus den vorhergehenden Blättern dieser Schrift ungefähr wissen können, daß Geld und Toilette, und Robberonde, und alles was Sie mir da her nennen, einer deutschen Schöne nicht viel nütz werden konnte. Ein aufgezäumtes Roß, etliche zusammengespannete Ochsen, ein Schild, ein Schwerdt und eine Lanze, dieß, meine lieben Damen, waren die Geschenke, die er ihr in Gegenwart ihrer Aeltern und nächsten Verwandten gab. Die Braut gab zum Gegengeschenke ihrem Jünglinge gleichfalls einige Waffen. Dieses, ruft Tacitus aus, hielten sie für das stärkste Band, für heilige Geheimnisse, für die Gottheiten der Ehe. Ein Frauenzimmer heyrathete damals nicht, um sich von ihrem Ehemanne bloß ernähren zu lassen, sondern um jedes seiner

Schick-

Schickſale mit ihm zu theilen; um mit ihm die Süßigkeiten des Friedens und das Ungemach des Krieges, die ſtille Ruhe und das Getöſe des Treffens zu ertragen; um, ſo wie er, wenn es erforderlich war, ihr Leben und ihre Freyheit dem geliebten Vaterlande zum Opfer zu bringen. Denn auch von dem Frauenzimmer forderte man, daß ſie ſich nicht von tapfern Geſinnungen und von dem was der Krieg mit ſich bringet, losſageten. Hieran erinnerte ſie die Morgengabe. Dieß bezeichneten die zuſammengejochten Ochſen, das gerüſtete Pferd, und die Waffen. Es waren Vorbedeutungen, nicht nur auf die angefangene Ehe, ſondern auf das ganze künftige Leben. Sie wurden, wie Tacitus ſagt, durch dieſe Gaben ſelbſt erinnert, ſie mit ſolchen Geſinnungen anzunehmen, daß ſie dieſelben dereinſt als unentweihete und würdige Geſchenke ihren Söhnen zu überliefern im Stande ſeyn mögten, von denen ſie ihre Schwiegertöchter wiederum mit Ehre annehmen, und auf die Enkel bringen könnten. Demnach ſetzt der Römer hinzu, befliſſen ſie ſich einer ſtrengen Keuſchheit, zumal, da ſie durch keine reizende Schauſpiele oder verführeriſche Gaſtmahle verderbt wurden.

Meine Leſer werden, hoff' ich, mit mir die Bemerkung machen, daß nicht ſowohl die harte Strafe, mit welcher unſere Vorfahren die Ehebrecherinnen belegten, als vielmehr die angebohrne

bohrne Tugend und Denkart der Nation das Frauenzimmer in der Pflicht erhielten. In unsern Tagen könnte freylich die Furcht vor einem beschornen Kopfe viel ausrichten, und ich kenne Frauen, um die — —

Ey Madame, warum fallen Sie mir da in die Rede? Gewiß, ich wollte von Ihnen nichts sagen. Gewiß, ich bin unschuldig! Ich wollte um alles in der Welt willen nichts Böses von meinem Nächsten reden, so bald ich dadurch nichts Gutes mehr stiften kann; ich war nur im Begriffe, anzumerken, daß ich manche Frau kenne, um deren schönes Haar ich besorgt seyn würde, wenn sie die Sitten nicht geändert hätten. — Lieber Himmel! ich rede ja nicht von Ihrem Haar, Madame! Lassen Sie doch, ich bitte Sie, einen ehrlichen Schriftsteller in Frieden, der von Ihnen gewiß nichts sagen wird, so lange ihm Ihre Zunge nicht beschwerlich fällt.

Um mich wider die Angriffe dieser, und jeder ähnlichen Honeska in Sicherheit zu setzen, erbiet' ich mich, mir mein graues Haar einzeln aus dem Kopfe reissen zu lassen, und diese Operation, so schmerzhaft sie seyn mag, so oft es wieder wächset, zu wiederholen, wenn es mir noch einmal einfallen sollte, von beschornen Weiberköpfen zu reden.

Ich mache mich anheischig, demjenigen einen ganzen Jahrgang von dieser Schrift zur Belohnung zu geben, der mir gründlich darthun kann, aus was für Ursachen mich diese Dame so heftig anfuhr. Ist es meine Schuld, daß unsere Väter in Bestrafung eines Verbrechens so strenge waren, welches unsere aufgeklärtere Welt einer Frau nicht einmal zur Last legt? Ich denke, man wird doch dergleichen Sachen erzählen dürfen; und was ists denn, wenn man gleich zuweilen eine Anmerkung dabey macht? Kann ich denn dafür, Madame, daß ich gerade gegen Ihnen über wohne, und bemerken kann, wenn ein gewisser Herr, unter der Zeit, da Ihr Gemahl in der Kirche ist, zu Ihnen kommt? Ich sage: bemerken kann; denn Sie wissen, daß ich es nie bemerke, weil ich nicht aus dem Fenster zu sehen pflege: Uebrigens, Madame, geb' ich zu, daß wir artiger handeln, indem wir die Frau entschuldigen, und des armen beleidigten Mannes spotten. Aber Deutschland mußt auch endlich wohl einmal den Kinderschuhen entschlüpfen.

Der

Deutſche.

Zehntes Stück.

Magdeburg, am 9ten März, 1771.

Schon' öfter hab' ich meine Leſer auf ein Blatt verwieſen, in welchem ich von den verſchiedenen Ständen in unſerm alten Vaterlande zu reden verſprach. Es iſt wohl einmal Zeit, daß ich dieſem wiederholten Verſprechen nachkomme, und ihnen daſſelbe liefere.

Unſere Väter theileten ſich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom bürgerlichen und Bauernſtande, und in Knechte, welche ich lieber Leibeigene nennen mögte.

Man wird es vielleicht befremdlich finden, daß ich die Gelehrten an die Spitze ſtelle. Ich thue es deswegen, weil ſie wirklich damals an der Spitze ſtanden: denn die Druiden, welche

ich mit den Wahrsagern in die erste Klasse der Gelehrten stelle, vermogten, wie man sich aus dem vierten Stücke dieser Schrift erinnern wird, mehr als Regent, Obrigkeit und Volk.

Die zwote Klasse von Gelehrten waren die Barden, oder, wie sie in der nordischen Mundart genannt wurden, Skalden. Diese waren die Dichter, Tonkünstler und Geschichtschreiber der Nation. Sie waren die Lobredner der Helden, und die Verewiger tapferer Thaten. Sie begleiteten das Heer zur Schlacht, und goßen durch ihre glühenden Gesänge Muth und Tapferkeit in die Seelen der Streiter; sie waren das für die Deutschen, was Tyrtäus von Athen den Spartanern in dem anfänglich so unglücklichen Kriege mit den Messeniern war. Sie stellten sich so, daß sie das Schlachtfeld übersehen konnten, und bey einigen Völkerschaften gingen sie sogar mit in das Treffen, und mengten sich unter die Streitenden, und desto glaubwürdigere Zeugen der Tapferkeit zu seyn. Sie lehrten den Krieger die Lieder die er sang, wenn

das

das Heer ins Treffen rückte und den Feind angriff; und nach geendigter Schlacht sangen sie Triumphlieder, und freudige Gesänge bey dem Siegesmahle. Das Absingen ihrer Schlachtgesänge nennete man Barditus; und die Art ihres Singens war eine Vorbedeutung auf das Glück des bevorstehenden Treffens. Diese Vorbedeutung nahmen die Barden aus dem Tone des Feldgeschreyes und des Gesanges des Heeres, und nach dem Urtheile, das sie von demselben fälleten, war ihre Melodie schröckend oder zitternd. Ueberhaupt beflissen sie sich rauher Töne und eines gebrochenen Murmelns; auch pflegten sie Schilde gegen den Mund zu halten, damit die Stimme desto voller, gestärkter, und durchdringender werden mögte; eben dieß that auch das Heer. Die Deutschen müssen im Schröckenden ihres Kriegsgeschreyes etwas Eigenthümliches und Fürchterliches gehabt haben, denn Tacitus gesteht irgendwo: „Die Schlachtordnung der Deutschen tönet vom Gesange der Männer und dem Geheule der Weiber.

ber dergeſtalt, daß das Geſchrey unſerer Legionen und Kohorten dagegen in keine Vergleichung kommen kann.“ Uebrigens mögen ſich die Kritiker darüber vergleichen, ob das Heer bey dem Angriffe dem Herkules zu Ehren, oder ſo, wie die Barden, das Lob ihrer Vorfahren geſungen haben.

Die Druiden ſtanden unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, von dem vermuthlich auch die Barden mögen abgehänget haben. Wenn dieſer ſtarb, ſo wählten ſie ohne Zuthun des Volks den Würdigſten aus ihrem Mittel an ſeine Stelle: und wenn man dem ſechſten Commentar des Cäſar's glauben darf, ſo ſollen dieſe Prieſter, wenn mehrere nach der Oberſtelle ſtrebten, zum öftern ihre Anſprüche auf dieſelbe mit gewaffneter Hand bewieſen haben.

Der Stand, welcher an Anſehen zunächſt an die Gelehrten grenzete, war der Adel. Es ſcheint mir der Unterſchied zwiſchen Edelmann und Bürger in meinem Vaterlande, beynahe ſo alt zu

ſeyn,

seyn, als Deutschland selbst. Schon in den allerältesten Nachrichten von unserer Nation finden sich Spuren dieses Unterschiedes. Unsere Väter hielten sehr viel auf den Adel, vermuthlich, weil derselbe aus der Tapferkeit entsprungen war; und man hatte Talente genug, König unter ihnen zu werden, wenn man aus einem alten Hause abstammete. Wenigstens scheint Tacitus dieses anzeigen zu wollen, wenn er sagt; „Sie nehmen ihre Könige aus dem Adel, und ihre Heerführer unter den Tapfersten.“ Die Tapferkeit war bey den Söhnen Theut's die erste, und nach ihrer Verfassung, die nothwendigste Tugend. Alles athmete dieselbe. Die Weiber, streitbar und kriegerisch, wie die Helden, an deren Seite sie lebten, flößten sie ihren Kindern mit der Milch ein; Schlachtgesänge und Waffenklang waren die erste Melodie, die das Ohr des Säuglings erfüllete; kein Wunder, daß ein solches Volk den Tapfersten dem Edleren vorzog.

Man wagte aber auch nicht gar zu viel, wenn man sich bis zum Regenten einer deutschen Nation erhoben sah; denn der Herrscher hatte keine unumschränkte und freye Macht, und es war gefährlich, nach derselben zu streben. Katwald wollte sich an die Stelle des vertriebenen Marobod zum König der Marcomannen aufwerfen; Jubill, Herzog der Hermundurer, verjagte ihn. Vannius, Fürst der Quaden, herrschte dreyßig Jahr als König der Sueven, und sie liebten ihn; er ward übermüthig, und verlohr die Krone. Selbst Deutschlands Retter, der unvergeßliche Herrmann, verlohr das Leben, als er nach dem Zurückzuge der Römer und der Vertreibung Marobod's nach der unumschränkten königlichen Gewalt trachtete. Ich könnte auch einen Italus und andere anführen, allein nach dem großen Arminius muß keiner mehr genannt werden. (*)

Der

(*) Tacitus läßt, indem er seinen Tod berichtet, seiner Größe Gerechtigkeit widerfahren. Er war, sagt er, unstreitig Deutschlands Befreyer, und griff Rom an, nicht da es aufkeimte, sondern als

Der Regent und das Volk hatte ſich in die Gewalt getheilet; die Prieſter herrſchten in der That über beyde, und er hatte alſo wenig zu befehlen, und nichts vor ſich, als das Anſehen ſeines Geſchlechtes und den ſchwachen Glanz ſeines Titels. In den Verſammlungen des Volkes hörte man ihn freylich zuerſt, aber man betrachtete das, was er vortrug, mehr als einen Rath, den zu ertheilen er das Recht hatte, und dem ſein Anſehen einiges Gewicht geben konnte, denn als einen Befehl; und er mußte ſich's gefallen laſſen, ſo wie der Geringſte von ſeinen Unterthanen, daß ſeine Meinung, wenn ſie keinen Beyfall fand, durch ein allgemeines Murmeln verworfen wurde. War man im Gegentheil mit dem, was er vorgetragen hatte, zufrieden, ſo ſchlugen die Verſammelten ihre Lanzen an einander. Denn ſie glaubten, keine Art des Beyfalls gereiche zur größerer Ehre, als der mit den Waffen ertheilet wurde.

Nicht alle deutſche Nationen hatten Könige. Einige derſelben wurden durch Fürſten regieret. Sie mogten aber Könige oder Fürſten am Ruder haben, ſo war doch bey allen die Regierungsform, nach ihrem angebohrnen Freyheitsgeiſte, demokratiſch.

als es ſeinen Gipfel erſtiegen hatte. In Schlachten wechſelte ſein Glück, im Kriege iſt er nie überwunden. Er lebte ſieben und dreißig Jahr, war zwölf Jahr am Staatsruder, und iſt noch jezt das Lied ſeiner Nation.

Ein jeder Wohnsitz hatte seinen Richter, der gleichfalls Fürst genannt wurde; dieser hatte wenigstens hundert Begleiter aus dem Adel, die zugleich seine Räthe und Wache waren. Hatte ein solcher Fürst den Ruf eines kühnen und tapfern Mannes, (denn im Kriege pflegte er diejenigen anzuführen, denen er im Frieden als Richter vorgesetzt war) so gesellete sich ausser diesem hundert, noch eine Menge zu seiner Begleitung: denn die Fürsten suchten eine vorzügliche Ehre darin, viele und streitbare Begleiter zu haben, und beständig von einem Haufen auserlesener junger Edelleute umgeben zu seyn. Im Frieden waren dieselben ihr Hofstaat; im Kriege, ihre Leibwache. Auch stieg das Ansehen eines Fürsten mit der Zahl dieser Kriegsgefährten oder Begleiter; und nicht nur bey seiner Völkerschaft, sondern so gar bey den benachbarten deutschen Nationen machte es ihm einen Namen und Ehre, wenn ihn seine Helden durch ihre Menge und den Ruhm ihrer Tapferkeit über seines gleichen erhoben. „Denn, sagt Tacitus, die Nachbaren baten sich dieselben zu Anführern aus, und beehreten sie mit Geschenken; und gemeiniglich erstickten sie den Krieg schon durch ihren bloßen Ruf.“

Man siehet aus dem, was der Römer hinzusetzt, daß unsre Vorfahren nichts unterliessen, die Tapferkeit zu einer unentbehrlichen Tugend des jungen Adels zu machen. „Schändlich ist

es

es, fährt er fort, dem Fürsten, sich im Treffen an Tapferkeit übertreffen zu lassen; schändlich der Begleitung, die Tapferkeit des Fürsten nicht zu erreichen. Ehrlos und geschändet auf sein ganzes Leben ist der, welcher aus der Schlacht zurück kommt, in der sein Fürst blieb. Ihn zu vertheidigen, ihn zu beschützen, seine eigenen Heldenthaten dem Ruhme des Fürsten zuzuschreiben, war die heiligste Pflicht des Komitats. Die Fürsten fochten für den Sieg, die Begleiter für den Fürsten."

Diese Art von Begleitern ist es, derer ich im fünften Stücke gedacht habe. Ich muß noch von ihnen sagen, daß unter ihnen ebenfalls ein Wetteifer statt fand, wie unter den Fürsten. Diese waren tapfer, um viele Begleiter zu erwerben, und dadurch einander an Ehre und Ansehen überlegen zu seyn; der Begleiter war es, um sich bey seinem Fürsten beliebt zu machen, von dem allein sein höherer oder geringerer Rang abhing. Der oberste Rang in dem Komitat bestand darin, im Treffen der Nächste bey dem Fürsten zu seyn; man wird also von selbst bemerken, daß er dem Unerschrockensten zum Theile ward.

Von dem Feldherrn hab' ich schon gesagt, daß sie zu dieser Würde den Tapfersten nahmen. Sie nannten ihn Herzog. Seine Gewalt erstreckte sich nicht weit. Das meiste, was man von ihm forderte, war eine schnelle und wirk-

ſame Thätigkeit. Er durfte keinen von ſeinem Heere feſſeln laſſen, oder ſtrafen: es war ihm nicht einmal erlaubt, jemand zu ſchlagen. Alles dieſes behielten ſich die Prieſter vor, damit es nicht das Anſehen haben mögte, als geſchähe es zur Strafe und auf Befehl des Herzogs, ſondern weil es der Gott geboten, unter deſſen vorzüglichem Schutze, wie ſie glaubten, die Krieger ſtanden. (*)

Ich wende mich zu den Freyen vom bürgerlichen und Bauernſtande; und wenn ich von dieſen geſagt habe, daß ſie, ſowohl als der Adel, das Recht hatten, in den Verſammlungen der Nation zu erſcheinen, ſo weiß der ungelehrteſte unter meinen Leſern beynahe ſo viel beſonders von ihnen als ich. Sie pflegten ſich gröſtentheils an einen Fürſten oder Vornehmen von Adel zu halten, und gaben die Art von Begleitern ab, die Cäſar Ambakten und Klienten nennt. Mancher Deutſche vom Stande konnte eine Armee von dergleichen Leuten zuſammen bringen. Orgetorix, ein Helvetier, hatte über zehntauſend, die zu ſeinem Hauſe gehörten (den Komitat mit gerechnet) ohne die Klienten und Schuldner. (**)

Ich finde es für gut, von den Verſammlungen des Volks ein paar Worte zu ſagen, ehe ich von den Leibeigenen rede.

Nur

(*) Dieſe Gottheit nannten ſie Tyr.
(**) *Iul. Caeſ. Comment. I.*

Nur in Sachen von geringerer Erheblichkeit fragte man allein den König oder den Fürsten vor den ſie gehörten, und überließ ſie ihm zur Entſcheidung. So bald es aber Vorfälle von Wichtigkeit waren, mußte das Volk gefragt werden. Doch war es ausgemacht, daß alles das, wozu das Gutachten der Nation erforderlich war, in Gegenwart und mit Zuziehung der Fürſten mußte abgehandelt werden. In auſſerordentlichen Fällen hatten die Regenten das Recht, die Nation zu verſammeln. So berief es der Treveriſche Fürſt Indutiomar, als er den Cingetorix für einen Feind des Vaterlandes erkläret haben wollte. (*) Ordentlich kamen ſie zur Zeit des neuen und vollen Mondes zuſammen. Ein jeder war gewaffnet, und ſetzte ſich hin, wo es ihm gut dünkte. Alsdann geboten die Prieſter das Stillſchweigen. Der König oder Fürſt redete; ihnen folgten die, denen ihre Jahre, ihr Adel, ihre Beredſamkeit oder Tapferkeit ein Anſehen gaben. Man verwarf oder billigte auf die geſagte Weiſe die Meinung eines jeden Redenden. Bey dieſen Verſammlungen konnte man auch wichtigere Klagen anbringen; und es iſt wahrſcheinlich, daß allein dieſelben in Friedenszeiten ein Todesurtheil ſprechen konnten. Hier wurden auch die Fürſten oder Richter für jeden Wohnſitz erwählet. Jeder, der das Recht hatte, in der Verſamm-

(*) I. Caeſ. Comment. V.

ſammlung zu erſcheinen, (und dieß hatten alle, ſo Waffen tragen durften) konnte ſeine Gedanken frey vortragen. Es ſcheint übrigens, als ob die Gaſtmahle, von denen ich im fünften Stücke ſprach, vor dieſen Verſammlungen hergegangen ſind, wenigſtens hat dieſe Meinung eine Stelle des Tacitus vor ſich.

Die Knechte waren mehr Leibeigene, als Sklaven. Man brauchte ſie nicht zu häuslichen Geſchäften, oder zur Aufwartung. Sie hatten ihre Wohnungen, und ihre Familien denen ſie vorſtanden; wenn ſie ihren Herren die von denſelben vorgeſchriebene Zahl von Kleidungsſtücken und Vieh, nebſt einer beſtimmten Menge Getraide geliefert hatten, ſo waren alle ihre Pflichten erfüllet, und weiter forderte man keinen Gehorſam von ihnen. Die Hausgeſchäfte verwalteten die Hausmütter mit ihren Kindern ſelbſt. Es war ein ſeltner Fall, daß ein Herr ſeine Knechte mit Schlägen oder auf andere Art züchtigte; im Gegentheil pflegten ſie ganz gelinde gehalten zu werden. Die Freygelaſſenen galten nicht viel mehr als die Knechte; eine Verſchiedenheit von den römiſchen Sitten. Bey den Deutſchen hatten ſie niemals in der Republik, und ſelten in dem Hauſe ihres ehemaligen Herrn einiges Anſehen.

* * *

Ich weiß nicht, ob es Reimarus in ſeinem vortreflichen Buche von den Trieben der Thiere anmerkt,

anmerkt oder ob ich es ſonſt irgendwo geleſen habe, daß ein Hund den man kratzet, die Pfote bewege, ſo bald man an eine Stelle kommt, wo es ihm jucket. In gewiſſem Verſtande trifft dieß auch bey Menſchen ein. Ich erhielt vor einiger Zeit durch meinen Verleger ein an den Verfaſſer des Deutſchen überſchriebnes Ding, das halb wie ein Pasquill, und halb wie ein Brief ausſieht, und von einem Hündchen herzukommen ſcheint, das ſein Pfötchen rührt, weil ich es vielleicht gekratzt haben mag, wo es ihm juckte. Es unterzeichnet ſich: die Deutſche Matrone. Ja wohl Matrone! und Deutſch, ungefähr in dem Verſtande, worin der Franzos dieſes Wort braucht. Wenn dieß Ding in der That von einem Frauenzimmer geſchrieben iſt, ſo muß die Verfaſſerin ſicher zu der Art von Matronen gehören, die ihren Magen ſo ſtärken, daß das Haupt darunter leidet. Die Sprache (mich däucht, es ſoll hochdeutſch ſeyn,) die Rechtſchreibung, die Wendungen, der Ton ſind wirklich ſo ziemlich Wäſcherinnenmäßig — und auch Wäſcherinnen können Matronen ſeyn — nur der Ausdruck widerſpricht. Nach dieſem zu urtheilen, iſt der Brief von einem Grenadier, oder Kutſcher. Doch das thut nichts zur Sache. Ich will immer thun, als wenn er von einer ehrenfeſten Matrone ſey. Hier iſt die Antwort:

Mein

Mein trautes Mütterchen!

Wäre ihr Brief weniger lang, so würd' ich ihn vielleicht haben einrücken lassen. Meine Leser sollen nichts dabey verlieren als einige Grobheiten, denn ich will sehen, ob sich nicht auf jeden Punkt etwas antworten lässet. Ihren Patriotismus (denn so nennen sie ihre Ungezogenheit) würd' ich so gar loben, wenn ich nur die geringste Spur davon in ihrem Briefe hätte finden können. Denn daß sie mir einen Bogen voll Grobheiten schreiben, ist doch wohl schwerlich Patriotismus? Die französischen Complimente erlaß' ich ihnen von Herzensgrunde. Um jemanden dergleichen machen zu können, muß man wenigstens einige Politesse haben. Eben so muß man, um mir deutsche Wahrheiten die mein Wochenblatt betreffen zu sagen, im Stande seyn, dasselbe zu beurtheilen. Freylich mag dazu keine grosse Urtheilskraft gehören; aber groß oder klein, einige gehört gewiß dazu. Und sie, gutes Mütterchen, urtheilen in ihrem ganzen Schreiben, so links, so schielend, so lahm, daß ich ihnen gerade zu, alle gesunde Vernunft absprechc. Aber, vielleicht heißt in ihrer Sprache Deutsch so viel, als im trunknen Muthe gesagt, und Wahrheit, Ungeschliffenheit. Wenn das ist, meine deutsche Matrone, so haben sie deutsche Wahrheiten gesagt. Sie brauchen nicht so kräftig darauf zu schwören, daß der Titel meiner

ner Schrift, ein ſchöner Titel ſey. Aber das iſt eine unverſchämte Lüge, daß die beyden erſten Stücke vollkommen mit der Erwartung meiner Leſer übereinſtimmten; denn der Gelehrte, an den ſie mich verweiſen, lobt das erſte, verwirft das zweyte, und iſt zufriedner mit dem dritten. Sehen ſie, wie lahm ſie urtheilen? Uebrigens bin ich überzeugt, daß dieſer, mein ſchätzbarer Freund, ſich ihres armſeligen Lobſpruches ſo ſehr ſchämen wird, als ich vor ihrem Beyfall erröthe, den ſie meinen beyden erſten Stücken angedeihen laſſen. Die übrigen verwerfen ſie alſo ſammt und ſonders, und nennen ſie ſchleppend und niedrig und voll ſchlecht gewählter Gegenſtände? Ich danke ihnen für dieß Urtheil, und erbitte mir ein ähnliches für meine folgenden Aufſätze. Aber ich muß ihnen noch einmal zeigen, daß ſie zur Kritik zu dumm ſind. Unter denen Stücken, die ſie verwerfen, ſind eingeſandte Aufſätze, unter andern einer von einem nicht unbekannten Schriftſteller. Seine Schreibart hätten ſie doch erkennen müſſen! In allen meinen Blättern find' ich noch keinen ſo ſchlechtgewählten Gegenſtand, als die deutſche Matrone. Alles, was ſie von den Damen ſchwatzen, iſt zu läppiſch, als daß ſich darauf antworten lieſſe. Um aber ihre Fragen zu beantworten, ſo dient zur Nachricht, daß die Geheimniſſe der Götter, wie die Deutſchen glauben, den Pferden anvertrauet waren: die

Erzie-

Erziehung der Jugend betreffend, ſchlagen ſie mein viertes Stück nach. Sehen ſie, daß ſie dieſe Fragen mit aller weiblichen Beſcheidenheit beantworten konnten? Aber ihre Beſcheidenheit mag ein närriſches Ding ſeyn. Die Barden wurden durch einen edleren Patriotiſmus begeiſtert, als der ihrige iſt; und wenn ſie noch nicht wiſſen, wodurch die Helden zur Standhaftigkeit ꝛc. ermuntert wurden, ſo hätten ſie dieß aus dem ſechſten Stücke lernen können. Ein andermal leſen ſie, ehe ſie urtheilen. Sie drohen mir mit ihrer Rache? Nach ihrem Briefe zu urtheilen, ſcheinen ſie mir jeder Unart fähig. Wegen des unwahrſcheinlichen muß ich noch anmerken, aber nicht um ihrentwillen, daß keine Zeile von mir in den Deutſchen kommen wird, die ich nicht beweiſen kann. Uebrigens verachte ich jeden Rath, der aus einem ſchlechten Herzen kommt, und bin ſehr gleichgültig dabey, ob ſie meine Blätter kaufen oder nicht.

Der Deutſche.

Der

Deutſche.

Eilftes Stück.

Magdeburg, am 16ten März, 1771.

(Beſchluß des achten Stückes.)

Wenn ich Hoffnung hätte, noch ſo lange zu leben, als ich gelebet habe, ſo bin ich überzeugt, daß mir dieſer fürchterliche Auftritt beſtändig gegenwärtig ſeyn würde. Den Böſewicht ſeine Sprache reden hören, iſt immer abſcheulich; aber ihn in ſeinen letzten Augenblicken, wo er ſich gegen den Tod nur kaum noch windet, wo er im Begriffe ſtehet, das Antlitz des furchtbaren Richters zu ſehen, von deſſen Daſeyn er überzeugt iſt, in dieſen Augenblicken, denen ſelbſt der Unſträflichſte mit Schüchternheit und Schauder entgegen ſiehet, den Böſewicht noch läſtern,

ſich, alles um ihn her, die Welt auf der er gelebt hat, und den, der ſie erſchuf, verfluchen hören; dieß, däucht mir, übertrifft alles, was man ſich als entſetzlich denken kann.

Carl fuhr fort zu reden. In ſeinen funkelnden Augen war ſo was Wildes, ſo was Abſcheuliches, das ſich nicht ausdrücken läßt. Die ganze Bosheit der Hölle erſchien auf ſeinem Geſichte. Julie! ſagte er, ich wollte dieſen Tod noch einmal ſterben, wenn ich die Freude mit in das Grab nehmen könnte, dich verführet zu haben. Du mußt mir das Zeugniß geben, daß ich nichts unverſucht ließ. Endlich ward ich ermüdet, und faßte den Entſchluß dich zu entführen, und die äuſſerſte Gewalt anzuwenden, um über deine Tugend zu triumphiren. Ich brachte dich hieher, weil ich nicht befürchtete, daß man dich hier ſuchen würde, und noch begreif' ich nicht, welcher Teufel euch auf meine Spur gebracht haben mag. Deinem Vater hätt' ich gern das Leben genommen, als ich dich aus ſeinem Armen riß; aber ich wollt'

ihn

ihn grauſamer ſtrafen; ich wollte, daß er leben ſollte, um deine Schande mit dir zu theilen. Dieß iſt das einzige Werk, das ich unvollendet gelaſſen habe. Einen Augenblick ſpäter, und Julie war mein Opfer! Ha! mit welcher Wolluſt würd' ich ihre Thränen haben fließen ſehen! ich würde ſie gezählet haben! jede hätte meinem Herzen ein Balſam ſeyn ſollen! jedes Schluchzen, jeder Seufzer wäre mir ein Triumphlied geweſen! — Hier brach er in die erſchröcklichſten Flüche wider den Himmel aus, daß ihm ſein ſchwarzer Anſchlag mißlungen war. — Hölle, fuhr er fort, du biſt! du biſt! ich empfind' es tief in meiner Seele! — dich ſelbſt empfind' ich! — Aber Julien nicht vernichtet haben, das iſt mehr als Hölle! — Haſt du Quaalen? ich verlache ſie! Weder Menſch noch GOtt hat jemals in mir den geringſten ſchwachen Gedanken hervorgebracht; ich habe alles überlegt gethan; — Gott! du magſt mächtig ſeyn; mich ſollſt du nicht zur Reue zwingen. Haſt du Donner? haſt du Strafen? hier,

hier schütte sie aus; ich habe deiner gespottet, so lange ich spotten konnte — auch künftig will ich mehr Teufel seyn, als alle Teufel!

In diesem Tone der Raserey hielt er an, so lange seine Kräfte es gestatteten. Er unterbrach sich oft selbst durch ein Brüllen, das ihm der Schmerz seiner Wunde abzwang. So oft er sich erholete, brach er in neue Flüche aus, die mit einer Erzählung irgend einer uns noch unbekannten Schandthat abwechselten. Jedesmal, wenn er seine wilden Blicke auf Julien heftete, rief er: Noch ein Augenblick, und Julie war auf Lebenslang vernichtet, und deine graue Haare, du Alter da, waren mit Schande bedeckt — mit doppelter Schande, denn dein Weib hab' ich verführet. Zwar ihr fehlte kein Laster, nur war sie dir noch treu. Und du, hier wendete er sich gegen seinen Bruder, Mörder! (mein Freund ward bey diesem entsetzlichen Worte erschüttert; sein Gesicht überzog sich mit Todesblässe; jeder Muskel arbeitete; haben Sie jemals, meine lieben Leser, einen Menschen gesehen, der alles schröckliche und

schmäh-

ſchmähliche des Todes kennt, den er ſterben ſoll, haben Sie ihn in dem Augenblicke geſehen, da ihm das Todesurtheil vorgeleſen wird, ſo können Sie ſich einen Begriff von meinem armen Freunde machen). Und du Mörder! ſo elend du biſt, du würdeſt noch weit elender ſeyn.

Alles um ihn her ermahnete ihn, flehete, bat; umſonſt! — Ich verfluch euch' alle, ſchrie er, von Herzensgrunde verfluch' ich euch alle! Könnt' ich euch nur alle verdammen! —

Aber zu lange entehr' ich mich, indem ich den Geſchichtſchreiber des ehrloſeſten, des verworfenſten unter allen Menſchen abgebe. Er raſete noch eine Stunde, ſpie Läſterungen und Verwünſchungen aus, wie ſie ein Teufel erdenken kann, und ſein letztes geſammeltes Wort war der entſetzlichſte Fluch, den ich in meinem Leben gehöret habe.

Wenige Tage nach Carls Tode verſchwand der junge B**, ohne daß man jemals die geringſte Nachricht von ſeinem Aufenthalte bekommen hätte. Ich weiß nicht, ob dieſer Um-

ſtand die Zerrüttung in dem Hauſe ſeines Vaters verringerte oder mehrte. So viel aber iſt gewiß, daß Madame B** ſich ein klein wenig beſſer dabey befand, daß der Verdruß des alten Herrn in mehrere Arme zertheilet ward, und nicht mehr in einem Strome auf ſie allein ſtürmete. Inzwiſchen wurde ſie niemals wieder mit ihm ausgeſöhnet. Juliens ſanftes Herz litt unausſprechlich bey allen dieſen Vorfällen und bey der Schande ihrer Mutter. Mein Freund war in die tödlichſte Schwermuth geſtürzt, die ihn bis an ſeinen letzten Augenblick begleitete, und vielleicht eine der erſten Triebfedern war, die ihn — doch bald hätt' ich meinen Leſern zu viel geſagt. Sie ſollen alles erfahren, aber zu ſeiner Zeit.

An einem Morgen ward mein Freund zu dem Miniſter gerufen, auf den er ſich noch immer große Rechnung machte. Als er im Begriff war, ſich anzukleiden, um hinzugehen, trat ein Unterofficier begleitet von etlichen Soldaten in ſein Zimmer, und nahm ihn, ohne Komplimente

mente in Verhaft. Er bat, daß man ihm wenigſtens erlauben mögte, ſich vollends anzukleiden, aber umſonſt; man nöthigte ihn, wie er war, im Schlafrocke, mit einem Schuh und einem Pantoffel fortzugehen, und der Unteroffizier wollt' es als eine beſondere Gefälligkeit angeſehen wiſſen, daß er einem von ſeiner Begleitung befahl, die übrigen Kleidungsſtücke mitzunehmen.

Es war auf das ſtrengeſte verboten, keinen Menſchen zu ihm zu laſſen; auch verſagte man ihm die Erlaubniß, zu ſchreiben. Seinen Freunden konnte die Urſache ſeines Verhafts ſo wenig ein Räzel ſeyn, als ihm ſelbſt, oder meinen Leſern. In der Stadt hingegen, die von jenem unglücklichen Vorfalle nichts wußte, war alles voll Neugier und Muthmaſſungen, und mancher Hermann Breme fand hier ſein politiſches Gehirn zu dumm, die wahre Urſache auszuſpeculiren, warum ein Mann, der ſelbſt bey ſeinen Feinden in dem Ruhm der ſtrengſten Rechtſchaffenheit ſtand, ſo unvermuthet eingezogen

wurde. Sonderlich strengten die Matronen des Orts ihre Köpfe an; aber umsonst. Wir erschöpften uns, unsern Theils gleichfalls drey Tage lang mit Muthmassungen von einer andern Gattung; es war uns unmöglich zu begreifen, durch was für einen Weg man in unser Geheimniß konnte gedrungen seyn. Am vierten Tage ward uns alles deutlich, als mein Freund vor Gericht geführet wurde. Seine Stiefmutter war es, die ihn eines an seinem Bruder verübten Meuchelmordes beschuldiget, und förmlich angeklagt hatte. Sie war, so wie die Stadt überredet worden, ihr Sohn sey mit dem Pferde in einen Graben gestürzt, und habe auf der Stelle das Leben verlohren. Dieß Vorgeben war um so viel wahrscheinlicher, da Carl an dem letzten Tage seines Lebens ein sehr wildes Pferd geritten hatte, und wenn er ausritt, selten unberauscht zu Hause kam. Um es noch glaubwürdiger zu machen, hatten wir das Pferd gesattelt auf die Landstrasse gejaget, welches zufälliger Weise, oder aus Gewohnheit, seinen Weg nach der Stadt genommen hatte. Denen Leuten, welche der Leiche nahe kommen mußten, wurde ihre Verschwiegenheit bezahlt, und die Mutter entfernte man ein paar Tage von derselben unter dem Vorwande, daß ihr Schmerz zu heftig werden mögte, bis der Körper im Sarge lag, und die äusserordentlich heisse Witterung denselben etwas veränderte. Sie

würde

würde ewig in dieſer Unwiſſenheit geblieben ſeyn, wenn nich der entwichene junge B** um abweſend noch Unheil zu ſtiften, an ſie geſchrieben, und ihr ganz kurz gemeldet hätte, ſein Gewiſſen zwinge ihn, ihr zu berichten, daß Herr K** ſeinen Bruder ermordet hätte; in wenigen Tagen würde er wiederkommen, und ihr, auſſer ſeinem eigenen Zeugniſſe, alle erforderlichen Beweiſe lieſern. Dieſe Frau, die an Bosheit den Teufel übertraf, flehete in dem erſten Sturm ihrer Wuth die Hülfe der Obrigkeit an, welche einer Mutter, die den Tod des Sohnes an dem Stiefſohn ahnden wollte, ihren Beyſtand nicht verſagen zu dürfen glaubte, und ſich daher der Perſon des Herrn K** ſo eilig bemächtigen ließ.

Mein Freund war alſo, wie ich ſchon geſagt habe, verhöret. Er vertheidigte ſich mit dem edlen Freymuthe und der Unerſchrockenheit eines Mannes, der ſich ſeiner Unſchuld bewußt iſt. Er geſtand ohne Umſchweife, daß er ſeinen Bruder mit eben der Piſtol' erſchoſſen, welche er dem entwichenen Gehülfen deſſelben aus der Hand geriſſen; zugleich aber ſtellte er den ganzen Vorfall in ſein wahres Licht. „Juliens Räuber, ſetzt' er hinzu, würde nicht gefallen ſeyn, wenn ein andres Mittel möglich geweſen ihre Unſchuld zu retten. Ich ſage nichts von meinem Leben; aber er fiel nicht eher, bis ich blutete.“

Er fuhr fort mit ſeiner hinreiſſenden Beredſamkeit zu reden, und man will ſagen daß die

Richter ihn zum Theil mit naſſen Augen angehört haben ſollen.

Ich erinnere mich, zum öftern die Anmerkung geleſen zu haben, daß die Wahrheit allemal einen weit ſtärkern Eindruck mache, mit überzeugender Kraft, und gleichſam mit einer ſiegeriſchen Gewalt ausgerüſtet ſey, und daß die Herren Bücherſchreiber (denen es übrigens nicht ſchwer fällt, bey dem ſchwachen Schimmer ihrer ſokratiſchen Lampe, tauſend Bemerkungen zu machen, von welchen zu allem Unglücke gemeiniglich zwey Drittel offenbar falſch ſind, und das letzte Drittel einer ſtarken Bürgſchaft bedarf) ſonſt noch für ſchöne Sächelchen von der Wahrheit zu ſagen belieben. Aber mit Erlaubniß der Herren Bemerkungenmacher! mir däucht, es iſt von der Wahrheit nicht leicht eine gröſſere Lüge geſagt. Ihr Eindruck und die Zauberkraft iſt, ſonderlich vor Gericht ſo geringe, ſo unbedeutend, daß ſie, ſelbſt dann, wenn ſie ſo hell iſt als die Mittagsſonne, mit Zeugen bewieſen, und mit Eiden beſtätiget werden muß.

Es konnte dem Herrn K** nicht ſchwer fallen, ſeine Unſchuld zu beweiſen; allein die Gerechtigkeit iſt in vielen deutſchen Ländern keine ſonderliche Liebhaberin der Kürze. Die Prieſter derſelben gehen Schritt vor Schritt; nicht aus Beſorgniß, ſich zu übereilen; noch aus Furcht, auf die Naſe zu fallen; ſondern — was weiß ich's, aus

aus was für Urſachen. Kurz, wenn ſie befriedigt iſt, ſo iſt es der Magen ihrer Diener noch nicht.

So ausgemacht die Unſchuld des Herrn K** war, und ſo ſehr jedermann von derſelben überzeugt ſeyn mogte, ſo hatte er doch volle ſechs Wochen Zeit, in den Gefängniſſen Kalender zu machen, ehe er auf freyen Fuß geſtellet wurde. Und doch kam er nicht anders aus dem Verhafte, als auf Vermittelung und Bürgſchaft des Miniſters. Nun wurden wiederholte Zeugenverhöre angeſtellet, weil man noch Schwürigkeiten entdeckte, wo keine waren, und endlich fand man doch noch für gut, Reſponſa von, GOtt weiß, wie vielen Juriſtenfacultäten einzuholen. Dieſe gaben ſich die Mühe, in weitläuftigen Unterſuchungen, welche alle mit obwohlen nun anfiengen, die Wahrheit zu beweiſen, an der noch kein vernünftiger Menſch gezweifelt hat, daß es erlaubt ſey, ſein Leben beſtmöglichſt zu vertheidigen, wenn man unrechtmäßiger Weiſe angegriffen würde; lieſſen ſich ihre Arbeit bogenweiſe bezahlen, und erklärten den Beklagten für unſchuldig. Alſo daurete dieſer Proceß beynahe neun Monate, der vielleicht in einer preußiſchen Provinz in eben ſo viel Tagen würde entſchieden ſeyn.

Jetzt fieng mein Freund an ernſtlicher in den Miniſter wegen ſeiner Beförderung zu dringen. Dieſer, der niemals den Vorſatz gehabt hatte ſein Glück zu gründen, zog endlich nach vielem Achſelzücken und Hofwendungen an, die Maſke

ab,

ab, und benahm ihm alle Hoffnung, ohngeachtet er ihm noch wenige Wochen zuvor die stärkste Versicherungen wegen einer erledigten Stelle gegeben hatte. Mein Freund begegnete ihm mit einem Theile der Verachtung, die er ganz verdient.

Julie liebte ihn noch immer mit eben der Zärtlichkeit; oder vielmehr, sein Unglück machte ihn ehrwürdig in ihren Augen. Sie würde mit Freuden jedes Schicksal mit ihm getheilt haben, aber ihr Vater dachte anders. Er hatte sich die Rechnung gemacht, daß K** sich durch seine Verdienste und durch den Minister empor schwingen würde. Mit dieser fehlgeschlagenen Rechnung verlohr seine Freundschaft ihre Wärme. Auch mein Freund dachte anders. Der Gedanke, daß Julie seine Armuth mit ihm theilen sollte, war ihm unausstehlich. Bey dem Verlust aller seiner Hoffnungen, war ihm von seinem Vermögen nichts übrig geblieben, als hundert Thaler jährliche Einkünfte. Sein Fleiß erwarb ihm ungefähr eine gleiche Summe. Dieß war kaum für ihn allein hinreichend. — Und gleichwohl, Julien zu entsagen; Julien, die er so unaussprechlich liebte; die ganz für ihn geschaffen war, die um seinetwillen so viel, um derentwillen er noch mehr erlitten hatte, ihr ganz, und auf ewig zu entsagen! welch ein Opfer!

Er entschloß sich zu einem leichteren. Ich war bey Julien, als mir folgender Brief gebracht wurde:

Mein

Mein Freund!

Alles iſt für mich verlohren, oder todt; nur Sie nicht. Zu lange hat mich das Glück zum Ball gebraucht, es iſt Zeit zu beweiſen, daß ich ſeinem Eigenſinne Grenzen ſetzen kann. Ich ward, Sie wiſſen es, ich ward verfolgt; zum Bettler gemacht, an meiner Ehre gekränkt; verachtet; von allen, ſelbſt von denen, die mir Dankbarkeit ſchuldig waren, verlaſſen. Dankbarkeit in einer Welt, wie dieſe? Wer hat mehr gelitten, als ich? und wer hat weniger geklagt? ..... (*) Ich duldete alles. Ich habe Blut vergoſſen; ich habe Ketten getragen; man ſprach mich los. Ich duldete alles. Der Himmel, der Gebirge von Leiden auf meine Seele gethürmt hat, ſah oft eine ſtumme Thräne, aber niemals hat ihn mein Herz durch Murren beleidigt. Auch jetzt, da ich dem Schickſale, das mich unter den Fuß der — verächtlichſten Geſchöpfe, würd' ich ſagen, wenn der Menſch dem Menſchen verächtlich ſeyn dürfte, geworfen hat, ausweiche, thue ich's ohne Murren.

Auf ewig verlier' ich Julien. Ich weiß es, mein einziger Freund, Sie werden es in ſeiner ganzen Stärke empfinden, was dieſe Worte ſagen — aber, da ich ſie verliere, find ich mein Gefühl wieder. Freund! ein Mörder iſt Juliens nicht

(*) Hier folgen Stellen, die ich unterdrücken muß.

nicht würdig! — Kann ich ihr eine Hand geben, die von Bruderblute raucht? — und den Bettelſtab hält? — Kann ich das? — Aber kann ich ohne ſie leben? und, mit oder ohne ſie, die fürchterliche, quälende Blutſtimme hören? —

Ich bitte Sie, eilen Sie zu mir, aber fluchen Sie mir nicht. Julie! theure, ewig theure Julie! fluchen Sie einſt meiner Aſche nicht! Kommen Sie bald, und bringen Sie Ihr ganzes Herz mit! Ihre ganze Freundſchaft bringen Sie mit.

A**.

Ich bebte, wie ich dieſen Brief las. Ich kannte meinen Freund zu gut, als daß mir die Worte „fluchen Sie mir nicht! bringen Sie Ihr ganzes Herz, Ihre ganze Freundſchaft mit!" hätten dunkel ſeyn können. Schon lange hatt' ich ſeine ſtumme, verzweifelnde, Schwermuth gefürchtet. Allein ich ſah noch immer den Vorſatz, den mir dieſes Schreiben ankündigte, als unausgeführet an. Ich eilte zu ihm; ich klopfte an; keine Antwort. Die Thür war verſchloſſen, aber der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe. Ich öffnete das Zimmer, und fand meinen bedaurenswürdigen Freund in ſeinem Blute.

Ich habe Schlachtfelder geſehen, mit Sterbenden und Todten bedeckt; ein grauenvoller Anblick, bey dem ſich die Menſchheit empöret! Aber unter den Blutenden, unter den Zerſchmet-

netterten lag keiner von meinen Freunden! Noch jezt wird meine Seele durch die bloße nerung dieſes Tages ſo erſchüttert, daß ich mühſam das Wenige, was mir zu ſagen z iſt, werde erzählen können. Er lebte noch, ich ſparte nichts, ſein Leben zu verlängern; nſt! nach zween Tagen verſchied er in mei Armen. —

ſo ſtarb der Mann, der unter allen Men , die ich jemals gekannt habe, am meiſten iente glücklich zu ſeyn. Er hatte, ehe er n traurigen Entſchluß ausführte, einen f an ſeine Julie auf den Tiſch gelegt. „Die ndſchaft, ſagt er unter andern in denſel , iſt allein zu ſchwach ein Schickſal, wie meinige iſt, erträglich zu machen. In je Tagen, als der Gewitterſturm von allen ten auf mich brauſete, konnt' ich von mei Freunde zu Ihnen fliehen, und geſtärkt ch den Blick meiner Geliebten, mich in die armungen meines Freundes werfen! Dieſe e ſind nicht mehr! Julie! meine Julie! ken Sie ſich künftig von der ganzen Zeit uns Liebe nur den einzigen Tag, an dem Sie zum erſten mal ſtammelten: ich liebe Sie! dieſen Tag; er war ſchön! alle andern geſſen Sie! So oft er zurückkehret, beſuchen e mein Grab, und Eine Thräne laſſen Sie die Stelle fallen, welche meine Aſche be kt. Mit dieſer Thräne heiligen Sie meinen

Reſt.

Reſt. Aber nur Eine, mehr nicht, meine Julie! Mein Herz, das wiſſen Sie, verdient dieſelbe. — "

Die unglückliche Julie lebt noch; wenn der Zuſtand verdient, leben genannt zu werden, in dem ich ſie auf einer von meinen letzten Reiſen geſehen habe. Nicht mehr die entzückende Julie, die durch ihren Verſtand alles bezauberte! Der würdigſte Gegenſtand, den je ein gefühlvolles Herz für ſeine Thränen finden kann. Der Schmerz hat ihre Seele völlig in Unordnung gebracht, und ihr K ** iſt das einzige was ſie denken kann. Sie hatte, wie ich bey ihr war, Blumen vor ſich auf ihrem Bette, welche ſie bald in dieſe, bald in eine andre Ordnung legte. „Was wollen Sie mit dieſen Blumen, theure Julie?" Ich will das Grab unſers Freundes damit beſtreuen, antwortete ſie mir. Dieſe Worte, und der Ton, womit ſie ausgeſprochen wurden, durchdrangen mich. Ich nahm eine von den Blumen, die ich noch jezt aufbewahre, (Eine Thräne aus Juliens Augen war darauf gefallen) und eilte fort, um ohne Zeugen zu weinen. Ich that, was ihr ſchon lange nicht mehr möglich iſt, weil ſie ihr Bette nicht verlaſſen kann; ich beſuchte das Grab meines Freundes; und gewiß, ehe ich ſterbe, will ich's noch einmal beſuchen.

Der

Deutſche.

Zwölftes Stück.

Magdeburg, am 23ten März, 1771.

In denen Blättern, in welchen ich bisher von den Sitten unſerer Väter gehandelt habe, war es freylich meine Abſicht, diejenigen von meinen Leſern und Leſerinnen, welchen dergleichen Materien neu und unbekannt ſeyn konnten, mit unſers Vaterlandes alten Bewohnern bekannter zu machen, und auch künftig wird ſie es ſeyn. Zugleich aber war mein Wunſch, das Vorurtheil ſo vieler auszulöſchen, welche gewohnt ſind, ſich das liebenswürdige Volk Theutſchon's als wild, grauſam, und unmenſchlich zu denken. Ich konnte mich nicht enthalten, zu zeigen, daß ſie in vielen Stücken uns weit übertreffen;

daß sie Muſter ſind, die wir ſchwerlich erreichen können. Daher rührt es, daß ich mir oftmals den großen Sprung von den Zeiten Hermanns, durch ſo viele Jahrhunderte, bis auf die heutigen verſtattete, und Sitten gegen einander hielt, bey deren Vergleichung mein jetziges Vaterland, und nicht nur mein Vaterland, ſondern eine jede Nation von der es gelernet hat, offenbar verlieret. Ich ſtellete dieſe Vergleichungen oft mit lachendem Munde an, oft in einem ernſthaften Tone, nachdem es mir der Gegenſtand, von dem ich ſprach, zu erlauben, oder zu erfordern ſchien; und — was ich nicht vermuthet hatte — viele Leſer haben ſich eher an meine ſchnellen Uebergänge vom Ernſt zur Laune gewöhnet, als an die Vergleichung weit von einander ſtehender Perioden. Unter dieſen Leſern ſind etliche, deren Geſchmack ich als fein und ausgebildet kenne. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht weiß, wer von uns Recht hat. Unſer Geſichtspunkt kann verſchieden ſeyn. Aus dem meinigen find' ich zwar nicht, daß es unſchicklicher ſey, eine Nation, wie

ſie vormals war, mit ſich ſelbſt, ſo wie ſie nun iſt, zu vergleichen, als auf der einen Seite den Cheruſker, und auf der andern den Römer zu betrachten. Dort füllen Jahre den Abſtand aus, hier liegen Länder dazwiſchen. Aber ich gehöre nicht zu der eigenſinnigen Klaſſe von Schriftſtellern, die nur ihren Geſchmack für untrüglich anſehen; daher wünſch' ich Verzeihung zu erhalten, wenn es mir in der Folge zuweilen begegnen ſollte, aus dem erſten Jahrhundert plötzlich in das achtzehnte, herab, und eben ſo geſchwind wieder hinaufzuſteigen.

Heute werd' ich, wie ich zum voraus ſehe, dieſer Entſchuldigung gewiß bedürfen. Ich habe mir vorgenommen, von einigen guten Eigenſchaften und Sitten der früheren Bewohner Deutſchlands zu reden, die unter uns zum Theil wirklich noch dem Namen nach bekannt ſind.

Bey unſern Ahnen war unter andern die Gaſtfreyheit eine allgemeine Tugend. Von der iſt hier nicht die Rede, nach welcher der Freund, auch ungebeten, ſeinem Freunde willkommen

war, und die HermannsBarde rühmet: Kömmt, ſagt er, der ſchönbekränzte Sieger von ſeinen Geſchäften zurück zu ſeinem Weibe und Kindern, in die Ruheſtatt der Hütte,

Ha, welch welch ein herzlich Luſtgeſchrey
Empfängt den Glücklichen, im fröhlichen Gemiſche,
Ohn' alle Heucheley!
Dann ſammlet ſich zu ſeinem Freudentiſche
Der Freunde Zahl, ihm gleich an Ruhm,
Ihm gleich an gutem Herzen:
Da geht der beſcheidne Becher herum,
Die Eintracht weiht den Honigwein,
Und miſchet Ernſt und Rathſchlag drein.

Ich rede von der Sitte, vermöge welcher es als ein Verbrechen betrachtet wurde, für irgend einen, wer er auch ſeyn mogte, die Thür zu verſchlieſſen. Dem alten Deutſchen war ein jeder ein gewünſchter Gaſt, er mogte ihm bekannt oder unbekannt, eingebohren, oder ein Fremdling ſeyn; der Enkel des Mana empfieng ihn mit Freuden und als ein Geſchenk der Götter, führte ihn unter ſein Dach, und theilte von ganzem Herzen ſeine Armuth oder ſeinen Ueberfluß mit

demſelben. Verbot es ihm aber ſchlechterdings ſeine Dürftigkeit den Fremden zu bewirthen, oder fehlte es ihm an Vorrath: dann führte er ſeinen Gaſt unangekündigt und ungebeten in die Wohnung eines von ſeinen Nachbaren, von dem ſie alle beyde mit Bereitwilligkeit aufgenommen wurden; und, ſollte man ſich's vorſtellen? der Nachbar erkannte ſich dem, der ihm ſeinen Gaſt zuführete, verbunden, daß er ihn vorzüglich vor den andern Benachbarten erwählet hatte.

Die gute Aufnahme war noch nicht alles. Der redliche Deutſche hielt es für ſeine Pflicht, einen jeden, der bey ihm einkehrete, aus was für einer Urſache er auch immer kommen mogte, zu beſchützen, ſo lange derſelbe in ſeinem Hauſe als Gaſt war. Verließ er ſeinen Wirth, ſo konnt' er ſich ohne Scheu etwas, das ihm in dem Hauſe deſſelben gefallen hatte, zum Geſchenk ausbitten, und gewiß verſichert ſeyn, daß es ihm nicht abgeſchlagen wurde. Im Gegentheil, hatte der Fremde etwas bey ſich, das ſeinem Wirthe Vergnügen machte, ſo bat dieſer gleichfalls ohne Um-

stände darum, und erhielt es. Ueberhaupt hatten sie an Geschenken eine Freude. In diesem Stücke verleugnen wenige unter uns ihren Ursprung; wohl aber in dem, was Tacitus gleich hinzusetzet: Sie rechneten keinem Menschen die Geschenke an, die sie ihm machten; und glaubten auch demjenigen, von dem sie welche annahmen, keine Verbindlichkeit schuldig zu seyn.

Unsere Väter waren also freygebig und uneigennützig; zwey Tugenden, von denen man, im Ernst gesprochen, noch wirklich von Zeit zu Zeit eine Spur unter uns findet, obgleich von der letzten weit seltner, als von der ersteren.

Ich gestehe es, daß ich in meinem ganzen Leben nur einmal eine Handlung gesehen habe, die in jeder Absicht vollkommen uneigennützig genannt zu werden verdienet. Ein so ausserordentliches Beispiel ist, meines Erachtens, schon werth, daß ich's meinen Lesern erzähle.

Ein Obristwachtmeister hatte seinem Staabsrittmeister eine ziemliche Summe, wo ich nicht irre, waren es vierhundert Thaler, vorgeschossen.

Er

Er bekam ſeinen Abſchied, und gerieth in die traurigſte Lage. Der Rittmeiſter ſtarb inzwiſchen, und hinterließ ſeiner Wittwe ſtatt der Erbſchaft, auſſer dieſer Schuld, vielleicht noch einige andere zu bezahlen. Die gute Frau verkaufte was ſie hatte, und kam zu dem Major, um ihn vorzüglich zu befriedigen. Dieſer, anſtatt das Geld anzunehmen, läugnete gerade zu, daß der verſtorbene Rittmeiſter ihm das geringſte ſchuldig ſey. Sie ſtritten eine Zeitlang darüber, endlich gieng die Wittwe mit einer dankbaren Thräne im Auge, die unmittelbar aus dem Herzen zu kommen ſchien, aus dem Zimmer; und kaum war ſie weg, ſo zog der Obriſtwachtmeiſter ſeine Briefstaſche hervor, ſuchte die Handſchrift des Rittmeiſters und zerriß ſie, damit, wie er ſagte, ihn die Dürftigkeit nicht künftig einmal verleiten mögte, Gebrauch von derſelben zu machen. Das war gewiß eine großmüthige Handlung ohne Eigennutz, von welcher er nicht einmal ein elendes Bißchen Ruhm hoffen konnte, weil kein Menſch von der Sache wußte, und ...

„Aber wo haben ſie das geſehen, mein Herr?“

Zu Leipzig, Madame, auf der Schaubühne. Der Obriſtwachtmeiſter hieß Tellheim.

Von der Redlichkeit und Treue der alten Deutſchen, die ſo weit gieng, daß der Ausdruck germana fides ſogar von dem ſtolzen Römer im Munde geführet wurde, könnt' ich mit leichter Mühe etliche Bogen anfüllen, wenn ich auch nicht ſagte, was jedermann weiß, daß die römiſchen Kayſer, vom Auguſt an, ſich ſo ſehr auf die Treue der deutſchen Nation verlieſſen, daß ſie beſtändig eine Leibwache aus derſelben zu ihrer Sicherheit hatten. Schon in einem meiner vorhergehenden Blätter hab' ich ein Beyſpiel ihrer Redlichkeit gegeben: und hier will ich nur dieſes noch anmerken, daß ein ſolches Volk ſicher war, an dieſer Tugend von keinem andern übertroffen zu werden, bey dem ſogar ein Feind, wenn er als Gaſt kam, liebreich aufgenommen, bewirthet, beſchützet, wurde, und ungekränkt und oft mit Geſchenken beladen, wieder fortziehen konnte.

Man

Man macht Einwürfe gegen ihre Redlichkeit; aber gewiß, sie bedürfen keiner Widerlegung. Sonderlich wirft man ihnen den herrlichsten Tag vor, den Deutschland jemals gesehen hat; den Tag, an welchem Varus mit drey Legionen von dem Freyheitretter Arminius vertilget wurde. Aber ist es wohl einem sonst zu patriotischen deutschen Schriftsteller zu vergeben, wenn er bey Gelegenheit dieses Sieges ausruft: es sey nicht zu leugnen, daß bey dieser Schlacht Umstände vorkommen, die dem Ruhm der alten deutschen Redlichkeit zum Nachtheile gereichen? Noch weniger vergebe ich ihm den Wunsch, daß unsere Väter auf die Art niemals gesiegt haben mögten. Auf welche Art meynen Sie, mein Herr? Wer hatte die heiligsten Ansprüche auf die Redlichkeit und Treue der Deutschen, das unterdrückte Vaterland, oder der Unterdrücker Varus? — Oder reden Sie bloß von der lügenhaften Legende des Florus? Das kann nicht wohl seyn, wofern mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, (denn es ist eine geraume Zeit verflossen, seit ich Ihr Buch zum letztenmal gelesen habe) weil Sie selbst in der Folge den Florus widerlegen. Aber wir wollen einmal setzen, daß Ihre Widerlegung nicht zureichend sey; dann würd' ich freylich, so wie Sie, es nicht loben, daß der erbitterte deutsche Krieger sonderlich an den römischen Advokaten, verschiedene Grausamkeiten ausgeübet, als ich würd' es entschuldigen. —

Man verzeihe mir dieſe kleine Ausſchweifung, zu der mich mein Patriotiſmus und ein unrühmlicher Fleck an einem im Uebrigen ſo redlichen Manne verleitet haben. Ich habe meinen Leſern aber ſchon längſt geſagt, daß es mir zur Gewohnheit geworden iſt, oft neben dem Fußſteige zu gehen, und ich glaube, wenn mich auch die Verfaſſer der allgemeinen deutſchen Bibliothek, oder eben ſo gute Kunſtrichter, deswegen tadelten, ſo würd' ich mich doch dieſes Fehlers nur mühſam entwöhnen können.

Ich kehre zu den deutſchen Nationaltugenden zurück. Von ihrer Ehrfurcht gegen die Götter und ihre Prieſter; von ihrer Keuſchheit, Mäßigkeit, und einigen anderen hab' ich ſchon in den erſten Blättern dieſer Schrift geredet. Nur von ihrer Gnügſamkeit kann ich mich nicht entbrechen, zu ſagen, daß man die Unverſchämtheit von zehn hungernden Poeten vereint beſitzen müßte, um noch heute von uns zu rühmen, was Rhingulph der Barde mit ſo vielem Rechte von unſern Vätern ſingt:

Wie ſelig iſt das Leben
Des freyen Enkel Teut's,
Denn es großmüthig gnügt
Was ihm die guten Götter geben!

Mich ärgert's, daß wir ſo tief unter unſern Vorfahren ſind, wir, die das erſte Volk der Welt ſeyn könnten, wenn wir bey der Bildung, die wir von andern Nationen annahmen, ihnen ihre Laſter gelaſſen, und die Tugenden unſerer

Ahnen

Ahnen beybehalten hätten. Wir haben, zu unſerer Beſchämung, vor vielen Völkern, den Vorzug, daß unſer Volk in ſeinen erſten Zeiten gut war, und haben uns verſchlimmert. Was war hergegen Rom in ſeinem Urſprunge? Eine Handvoll zuſammengerafter Straſſenräuber ohne Sitten und Zucht; und gleichwohl bildeten ſich dieſe Räuber nach und nach zu einer Nation, die bey den nothwendigen Wiſſenſchaften und Künſten auf ihre Sitten und auf jede Tugend ſtolz ſeyn konnte. Und ſchade für die Römer, daß ſie jemals Griechenland überwunden haben! Sie nahmen die Sitten der Ueberwundenen an, lernten unnütze Künſte, und verlohren ihre edle Einfalt. Nun ſanken ſie mit jedem Tage.

Die Römer bekriegten Deutſchland, und überwanden es nicht. Aber anſtatt von dem Volke des Mana die Unſchuld wieder anzunehmen, überwanden ſie deſſen Sitten, lehrten es Reichthümer, und zugleich die Habſucht kennen, und flößten ihm den Hang zu einem gemächlichern Leben und zur Weichlichkeit ein; mit einem Worte: ſie verderbten es. Da verſchwand Genügſamkeit und Zucht, und die Freyheit wankte. Zum erſtenmale fand man Verräther in den deutſchen Wäldern. Hermann ſchwang das Nachſchwerdt über ſie, zerſchmetterte die römiſchen Legionen, riß ſein Vaterland aus der Gefahr von den Ketten, die es zum Theil ſchon trug, völlig umſchlungen zu werden, und an Thuiſton's Eichen ſahe man nun Rom's

gol-

goldene Adler als Siegeszeichen der Deutſchen. Umſonſt! Er konnte die Unſchuld der Sitten nicht mit der Freyheit wieder herſtellen; denn der deutſche Jüngling hatte einmal andere Freuden, als die aus der Tugend flieſſen, kennen gelernet, und dieſer groſſe Mann fiel zuletzt ſelbſt — nicht in der Schlacht von der Hand des Feindes; — nein, durch die Verrätherey ſeiner eigenen Blutsfreunde.

Von dieſer Zeit an ſank Deutſchland immer tiefer und tiefer, bis in den letztern Zeiten Frankreich vollendete, was Rom anfieng. Noch einmal ſey es mir erlaubt, den Barden Rhingulph anzuführen. Ich habe Rom geſehen, ſagt er; der laute Ruhm dieſer Stadt rief mich hin;

Dort, dacht' ich, wird die Tugend wohnen.
Da wird man Tapferkeit belohnen,
Das Gaſtrecht wird hier heilig ſeyn,
Und Weisheit ſich der Fülle freun.
Doch wie ganz anders fand ich dich?
Ihr Götter, wie betrog ich mich!
Wo iſt die Heiligkeit der Ehe?
Wo iſt die Lieb' ohn' arge Liſt?
Wo Freundſchaft ohne Falſch? Wo iſt
Auch ohne der Geſetze Schwerdt
Das Recht geſichert? Tugend werth? —
Wohl aber ſah' ich unter Feſten
Den Unterdrücker nur gedeihn,
Und in bewacheten Palläſten
Den Feigen kühn bey tapfern Wein! —
Hinaus, hinaus aus dieſer Stadt,
Wo auch das Laſter Barden hat:
Hinaus, hinaus aus dieſen Mauern,
Wo Tugend, Unſchuld, Redlichkeit,

In Staub getreten trauern
Und weinen; wie man heimlich spricht:
Ich selber aber sah sie nicht.

Man streiche die Zeilen aus, in denen der Dichter sagt, daß er von Rom spricht, und sage mir dann, ob sich eine treffendere Schilderung von unsern Zeiten liefern lasse? — Auch in Deutschland hat nunmehr das Laster seine Barden, und Redlichkeit, Unschuld und Tugend trauren im Staube — Wie froh wollt' ich seyn, wenn auch ich, aber in einem andern Verstande, als Rhingulph, hinzusetzen könnte:

Ich selber aber sah, sie nicht! —

* * *

Mein Verleger hat ein vom 11ten März datirtes Schreiben von einem auswärtigen Geistlichen erhalten, welches zum Theil mich und meine Schrift betrift. Der Herr Verfasser desselben, der mir nicht ganz unbekannt ist, verdienet es, daß ich ihm selbst, und, zum Zeichen meiner Hochachtung, öffentlich antworte, in so fern dessen Brief mich angehört.

Mein Herr,

Der Verfasser des Deutschen ist ein Mann, der sich von rechtschaffenen, gesitteten und bescheidenen Leuten — und von dieser liebeswürdigen Seite würde Sie mir Ihr Schreiben an den Herrn Commercienrath Hechtel ankündigen, wenn Sie mir auch völlig unbekannt wären — alles sagen lässt. Mit Ungeduld erwartet

er

er Ihre Zuschrift, die er sich zur Ehre anrechnen wird. Ich gehe noch weiter, und versichre Sie, so gar Ihr Tadel wird mir schätzbar seyn, um so mehr, da ich Sie als einen Mann kenne, bey dem richtiger Geschmack mit einem guten Herzen verbunden ist. Ich selbst, mein Herr, leiste ihnen die Bürgschaft, daß Ihre Briefe von mir schlechterdings keine andere, als eine deutsche, das ist: gute Aufnahme (um mich Ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen) zu erwarten haben. Unter der Aufschrift: An den Verfasser des Deutschen, zu Magdeburg, in der Hechtelischen Buchhandlung abzugeben, werd' ich dieselben richtig erhalten. Sie scheinen zu besorgen, daß ich vor der Zeit aufhören mögte? Wenn Sie dieser Besorgniß eine Stelle auf der funfzehnten Seite meines ersten Stückes zum Grunde legen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich mit diesem Vierteljahre noch nicht aufhören werde. Mein weitestes Ziel bleibt aber noch immer das Ende dieses Jahres. Freylich finden vaterländische Schriften in Deutschland nicht eben viele Leser; aber von dieser Seite hab' ich Aufmunterung genug, denn die Zahl meiner Leser steigt bis jetzt noch mit jeder Woche. Und ist denn ein Leser, wie Sie, nicht so viel werth, als — Doch einen bescheidenen Mann muß man bescheiden loben. Ich bin mit deutscher Redlichkeit

Ihr

aufrichtiger Freund
der Deutsche.

Ich

Ich mögte das loſe Mädchen kennen, von der ich folgenden Brief erhalten habe:

Mein Herr Deutſcher!

Männer mit Schnurrbärten und Keulen, die ſollen gut geweſen ſeyn? Hm! das wäre mir recht! Sind Sie auch ſo ein Mann? dann wollte ich Ihnen noch einmal ſo böſe ſeyn, als jetzt. Mein Vater hält Ihre Blätter, und zuweilen kucke ich auch ein Bißchen hinein, aber ich mag Sie nicht leiden, wiſſen Sie das? Sie brummen mir zu viel; und dann haben Ihre häßlichen Blätter, unſer ganzes Haus umgekehret. Es dürfen keine Karten mehr an das Licht kommen, ich ſoll keine Kopfzeuger mehr tragen; und wenn es noch lange dauret, ſo nimmt mir mein Vater die Kleider dazu weg, weil Sie einerwärts ſagen, daß die Deutſchen ihre Kinder bis ins zwanzigſte Jahr ohne Kleider lieſſen. Neulich wollte er einen altdeutſchen Gerſtenbrey eſſen. Welch ein abſcheuliches Gericht! Sie hätten nur die Geſichter ſehen ſollen! Mein Vater ſelbſt wollte bey jedem Biſſen erſticken; aber da half nichts, wir mußten eſſen, ſo lange nur noch das geringſte in der Schüſſel war. Ich wünſche Ihnen zur Strafe, daß Sie alle Tage in Ihrem Leben einen großen Teller voll von Ihrem herrlichen Brey eſſen müßten! Aber was mich am meiſten ärgert, iſt, daß mein Vater behaup-te, der Brey ſchmecke köſtlich. Auch hat er bey dem Tiſchler für jeden im

Hauſe

Hause schon einen eigenen kleinen Tisch bestellt. Er hat schon oft versucht, auf Ihre altdeutsche Art Salz zu machen; es will ihm aber noch nicht recht damit glücken, ob er gleich das Salzwasser von Halle herbringen lässet. GOtt verhüte es nur, daß er nicht auch, wie er es willens ist, die Bedienten fortschaffet, und ich müßte dann aufwarten. Sehen Sie, unartiger Mann, was Ihre bösen Blätter für Unheil anrichten! Aber das ist noch nicht alles; er will durchaus nicht haben, daß ich vor dem vier und zwanzigsten Jahre heyrathen soll, weil die Deutschen ihre Töchter nicht jung verheyratheten. Sagen Sie doch in einem von Ihren nächsten Blättern, aber je eher, je lieber, daß Sie das nicht so gemeinet hätten, und daß dergleichen wohl sonst gut gewesen wäre, aber nun nicht mehr angienge, oder wie Sie es etwan geben wollen. Nur hübsch nachdrücklich müssen Sie es ihm sagen, denn er glaubt Ihnen sonst vielleicht nicht, weil er sich plattersdings in den Kopf gesetzt hat, ein alter Deutscher zu werden. Ich bin doch nun bald funfzehn Jahr alt, denken Sie nur, ob das nicht alt genug ist? Wenn Sie meinem Vater die Grille ausreden, so will ich Ihnen auch ein klein wenig wieder gut werden.

Sophia.

Der

Deutſche.

Dreyzehntes Stück.

Magdeburg, am 30ten März, 1771.

Bisher hab' ich meine Leſer faſt immer in die ſchauervollen, aber ehrwürdigen Wälder unſerer Vorfahren geführet. Wir folgten ihnen aus ihren glückſeligen Hütten in die geweiheten Haine, und aus dieſen, zum Freudenmahle. Wir warfen einen Blick auf ihre Staatsverfaſſung. Allemal fanden wir ein edles, gutes, tugendhaftes, und nach ſeiner Art, frommes Volk, voll liebenswürdiger Einfalt in ſeinen Sitten, ſelbſt in den meiſten ſeiner Fehler unſchuldig, von der Natur an der Hand geleitet; und da, wo es irrete, verſtand es die Natur nur unrecht, aber es verließ dieſelbe nie. Unſer Vaterland ernährte keine Undankbare, denn in jeder Hütte wohnten Patrioten: wohnten Bürger, die aus einer edlen Selbſtſchätzung ihre

guten Sitten den fremden vorzogen; die das Va[illegible]rländiſche mehr liebten, als das Ausländiſche, [illegible]ne den Ausländer ſelbſt an dieſem Widerwillen Theil nehmen zu laſſen, den ſie, wie ich in meinem letzten Stücke geſagt habe, leutſelig, und mit Freuden aufnahmen, wenn er in ihre Wälder kam.

Woher kommt es, da wir von einem ſo liebenswürdigen Volke abſtammen, und, ob wir gleich tief unter unſern Vätern ſind, dennoch, wie ich gerade zu behaupte, uns mit den vorzüglichſten Nationen in eine Reihe ſtellen können, daß wir dem ungeachtet uns ſelbſt nicht ſchätzen? Woher kommt uns dieſe unnatürliche Verachtung gegen alles Einheimiſche, die uns ſo offenbar zur Schande gereicht, und die in der That das einzige iſt, weswegen wir ſogar dem Eingebohrnen des Vorgebirges der guten Hoffnung (oder giebt es eine noch elendere Nation?) lächerlich ſcheinen müſſen?

Dieſe Frage iſt nicht ſchwer zu beantworten. Die ganze Schuld fällt auf die lächerliche Art von Erziehung, die wir von unſern Eltern erhielten, und die wir bey unſern Kindern getreulich beybehalten. Kaum fängt das Kind an zu lallen, ſo

wird

wird es gemeiniglich einer Franzöſin anvertrauet. Auf ihrem Schooße wächſt es auf; ſie plaudert ihm nach ihrer Art vor; das Kind plaudert auf ſeine Art nach; den Aeltern gellen die Ohren; das hindert nichts, das Kind lernt Franzöſiſch. Iſt die Mamſell würklich aus Frankreich gebürtig, ſo iſt es ganz natürlich daß ſie mit dem, ihrer Nation eigenthümlichen Hochmuth ausgerüſtet iſt. Iſt ſie eine Deutſche ſo wird ſie wenigſtens für ihre Pflicht halten, dieſen Hochmuth zu affektiren. In beyden Fällen iſt das Kind in ſchlimmen Händen. Es hört ſtündlich von ſeiner Lehrerin, daß alles, was aus Frankreich kommt, vortreflich ſey, und weit über alles, was die dummen Deutſchen hervorzubringen vermögend ſind. Die biegſame Seele des Kindes nimmt jeden Eindruck an, und es iſt gar nicht wunderbar, daß es nach und nach ſich ſeines Vaterlandes zu ſchämen beginnet, und es als ein Unglück betrachtet, nicht an dem Ufer der Seine gebohren zu ſeyn. Etliche weiß ich, die ſich durch den Vorwurf: Pfui! wie Deutſch! geſchwinder zur Folgſamkeit bewegen laſſen, als durch ernſtliche Ermahnungen. Aber dieſe Verachtung des Vaterlandes und Vaterländiſchen iſt

auch alles, was die Kinder von dieſen Franzöſin-nen lernen. Denn ſollte wohl jemand ſo thöricht ſeyn zu glauben, daß ein Mädchen, die ihre Mutterſprache nicht ſtudiret, nicht nach Regeln inne hat, im Stande ſey, dieſelbe einen Kinde beyzubringen? Und wie kann man verlangen, daß eine ſolche Perſon ihre Sprache ſtudirt habe? Die allermehrſte Zeit ſind die gebohrnen Franzöſinnen die ſich in Deutſchland mit Erziehung der Jugend beſchäfftigen, entweder aus dem Pöbelſtande, oder grenzen ſehr nahe an denſelben. Und der große Haufe in Frankreich ſpricht ſo gewiß ſeine Mutterſprache ſchlecht, als es ausgemacht iſt, daß der große Haufe in Deutſchland elendes Deutſch ſpricht. Zudem weiß man, daß in den meiſten Provinzen Frankreichs die Sprache noch wenig ausgebildet iſt. Hat man nun gerade eine Mamſell, die in einer ſolchen Provinz zu Hauſe gehöret, ſo lernen die Kinder oftmals eine Sprache, die der feinere Franzos zuweilen ſelbſt nicht verſteht; und unſere Hausfranzöſinnen ſind gleichwol nicht ſelten von dieſer Art. Denn in Frankreich iſt, eben wie in Deutſchland, die Gegend nur ſehr klein, wo jedermann die Landesſprache gut

ſpricht.

ſpricht. Der Frankfurter iſt ſo gut ein Deutſcher, als der Leipziger. Aber wie würde man über den Franzoſen lachen, der ſeine Kinder nach Frankfurt am Mayn ſenden wollte, um ſie in Sachſenhauſen Deutſch lernen zu laſſen? Kämen dieſe jungen Franzoſen in der Folge einmal nach Magdeburg, und ſprächen von Hermeſchiek, Blokraut, Hinkeln, uzen, u. ſ. w. würde man ſie eben ſo wenig verſtehen, als wenn Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotſohitl's Sohn auf dem neuen Markte das Volk um ſich her verſammelte und eine wohlgeſetzte Rede in ſeiner Mutterſprache hielte.

Aber geſetzt, das Kind begreift von der franzöſiſchen Sprache ſo viel als es nothdürftig braucht, um den Sinn eines Period's zu errathen; gut, nun gibt man ihm auf Geradewohl franzöſiſche Bücher in die Hände, ohne Prüfung, ohne Auswahl. Der Knabe lieſt, und wird unter dieſen Büchern ein Jüngling. Was iſt natürlicher als daß er die franzöſiſche Tändeley mit der Sprache lernet und ſich den flüchtigen Leichtſinn, die Fertigkeit auf der Oberfläche der Dinge herzuſtreifen, ohne in das Weſen derſelben zu dringen, und tauſend

andere Sachen von der Art, eigen macht? Er glaubt dem entscheidenden Tone des Galliers, und gewöhnt sich an seine Pralerey; er klettert ihm auf seine eingebildete Höhe nach, und, ohne zu bemerken, daß er, wie Aeolus, auf einem Throne von aufgeblasenen Schläuchen sitzet, siehet er durch die übermüthige Brille des Franzosen herab, und erblickt alle andere Völker tief unter dieser Höhe in den dichtesten Nebel eingehüllt; vorzüglich gaffet er mit verachtungvollem Mitleid auf sein dummes Vaterland. Aber das einzige, was wirklich in demselben verächtlich ist, die schändenden Ketten siehet sein schielendes Auge nicht, mit welchem sich Deutschland an den Triumphwagen des aufgeblä-heten Galliers gefesselt hat.

Der junge Herr lernt auch Englisch. Nicht selten findet er Geschmack an den Schriftstellern dieser Nation, und dieses um so viel eher, da der Charakter der Deutschen weit näher an den Engländer grenzet, als an den Franzosen. Oft genug gibt er sogar den Britten den Vorzug, und es scheint, so wie alles in der Welt seine Abwechselungen hat, daß wir itzt die französische Flatterhaftigkeit durch den Spleen des Engländers verjagen wollen.

Zum

Zum wenigſten winſelt jetzt alles, ſeitdem Young ſo laut klagte, daß ihn auch Deutſchland hörte. Aber dieß beyſeite geſetzt, ſiehet der Jüngling doch, daß andre jetzt blühende Völker eben ſo gut, und oft richtiger und beſſer denken können, als ſeine Franzoſen; eine Sache, woran er von Kindheit an nicht einmal gedacht hatte. Daß aber die guten Deutſchen gleichfalls denken können, das fällt ihm auch ſogar im Traume nicht ein. Und wie könnt' es ihm einfallen, da die Perſon, welcher ſeine erſte Bildung anvertrauet war, ihm die Abneigung gegen alles was Deutſch heiſſet, einflößete, und ihm aus allen Kräften den Grundſatz predigte: Was nicht aus Frankreich kommt, das taugt ſchlechterdings nichts? Da er dieſen Grundſatz in ſo viel franzöſiſchen Büchern findet, und aus dem Munde unzähliger Deutſchen beſtätigen höret? Seine Lehrer im Engliſchen werden ihm gleichfalls nicht mit Lobreden auf die Deutſchen beſchwerlich fallen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den Franzoſen zugleich herunter ſetzen.

Iſt der Sohn zum Gelehrten beſtimmet, ſo iſt es nothwendig, daß er Latein und ein wenig Griechiſch lernet. Bey dieſer Gelegenheit beraet

andere Sachen von der Art, eigen macht? Er glaubt dem entſcheidenden Tone des Galliers, und gewöhnt ſich an ſeine Praleren; er klettert ihm auf ſeine eingebildete Höhe nach, und, ohne zu bemerken, daß er, wie Aeolus, auf einem Throne von aufgeblaſenen Schläuchen ſitzet, ſiehet er durch die übermüthige Brille des Franzoſen herab, und erblickt alle andere Völker tief unter dieſer Höhe in den dichteſten Nebel eingehüllt; vorzüglich gaffet er mit verachtungvollem Mitleid auf ſein dummes Vaterland. Aber das einzige, was wirklich in demſelben verächtlich iſt, die ſchändenden Ketten ſiehet ſein ſchielendes Auge nicht, mit welchem ſich Deutſchland an den Triumphwagen des aufgeblaſeten Galliers gefeſſelt hat.

Der junge Herr lernt auch Engliſch. Nicht ſelten findet er Geſchmack an den Schriftſtellern dieſer Nation, und dieſes um ſo viel eher, da den Charakter der Deutſchen weit näher an den Engländer grenzet, als an den Franzoſen. Oft genug gibt er ſogar den Britten den Vorzug, und es ſcheint, ſo wie alles in der Welt ſeine Abwechſelungen hat, daß wir itzt die franzöſiſche Flatterhaftigkeit durch den Spleen des Engländers verjagen wollen.

Zum

Zum wenigſten winſelt jetzt alles, ſeitdem Young ſo laut klagte, daß ihn auch Deutſchland hörte. Aber dieß beyſeite geſetzt, ſiehet der Jüngling doch, daß andre jetzt blühende Völker eben ſo gut, und oft richtiger und beſſer denken können, als ſeine Franzoſen; eine Sache, woran er von Kindheit an nicht einmal gedacht hatte. Daß aber die guten Deutſchen gleichfalls denken können, das fällt ihm auch ſogar im Traume nicht ein. Und wie könnt' es ihm einfallen, da die Perſon, welcher ſeine erſte Bildung anvertrauet war, ihm die Abneigung gegen alles was Deutſch heiſſet, einflößete, und ihm aus allen Kräften den Grundſatz predigte: Was nicht aus Frankreich kommt, das taugt ſchlechterdings nichts? Da er dieſen Grundſatz in ſo viel franzöſiſchen Büchern findet, und aus dem Munde unzähliger Deutſchen beſtätigen höret? Seine Lehrer im Engliſchen werden ihm gleichfalls nicht mit Lobreden auf die Deutſchen beſchwerlich fallen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie den Franzoſen zugleich herunter ſetzen.

Iſt der Sohn zum Gelehrten beſtimmet, ſo iſt es nothwendig, daß er Latein und ein wenig Griechiſch lernet. Bey dieſer Gelegenheit lernet

er die Meiſterſtücke Latiums und Griechenlands, dieſe in der That unſchätzbaren Ueberbleibſel des Alterthums kennen. Aber auch hier gehen ſeine Lehrer zu weit. Die meiſten unter den deutſchen Schulmännern treiben ihre Dankbarkeit gegen die Römer, die ihnen ihr tägliches Brod verſchaffen, auf einen ſo hohen Grad, daß ſie die Schriften derſelben als das einzige vollkommene anpreiſen. Nur wenige kenn' ich, die billig genug gegen ihr Vaterland ſind, ihren Untergebnen zu ſagen: Theokrit und Virgil ſind vortreflich; aber Geſner läßt beyde im Idyll hinter ſich. Horaz iſt der gröſſeſte Odendichter; aber unmittelbar ihm zur Seite ſtehet Ramler. Phädrus macht Rom die gröſſeſte Ehre durch ſeine Fabeln; aber Deutſchland hat einen Gellert. Und Rabner und Schubckh kommen uns ſo leſenswürdig vor, als Juvenal und Plutarch.

Wie ehrwürdig iſt mir ein ſolcher Lehrer, der ſeinen Unterricht dadurch dem ganzen Vaterlande zur Wohlthat macht, daß er deſſen künftigen Bürgern zeitig den Geſchmack am Vaterländiſchen, und eine gegründete Achtung gegen ihre

Nation

Nation einflöſſet! Aber Schade iſt's, daß noch zur Zeit ihrer ſo wenige in Deutſchland ſind.

Wie kann alſo ein junger Deutſcher auf die Muthmaſſung kommen, daß in ſeinem Vaterlande etwas Vollkommnes hervorgebracht werden könne, wenn ihm von ſeiner Kindheit an nichts als ausländiſche Muſter vorgeleget und angeprieſen werden? Wie kann Deutſchland einen eigenthümlichen Nationalgeſchmack haben, da ſeine Eingebohrnen nach dem Geſchmack ſo weit von einander abſtehender und unter ſich ſelbſt ſo verſchiedner Nationen gebildet werden? Wie kan der deutſche Jüngling, da ohnehin die erſten Eindrücke die dauerhafteſten ſind, Vorurtheile ablegen, die bis in ſein achtzehntes oder zwanzigſtes Jahr mit ſo vieler Sorgfalt in ſeiner Seele genähret werden? Wie kann er — Doch ich könnte dieſe Fragen bis ins Unendliche häufen, und würde doch vielleicht in Gefahr ſtehen (wofern ich anders nicht bald ſterbe) es noch zu erleben, daß wir auch die Ammen für unſre Kinder aus Frankreich kommen laſſen, damit dieſelben auch nicht einmal mit deutſcher Milch getränket werden.

„Aber ſollen denn unſere Kinder gar keine fremden Sprachen lernen? Sollen ſie niemals die Schriftſteller anderer Nation leſen?“

Freylich ſollen ſie lernen und leſen. Aber erſt ſollen ſie deutſch lernen. Erſt ſollen ſie zu deutſchen Sitten gewöhnet werden. Erſt muß der Keim der Vaterlandsliebe in ihren Herzen Wurzeln ge-

ſchlagen haben, und ihrer Seele die gehörige Richtung gegeben werden. Weg mit den Franzöſinnen, die ohnehin gemeiniglich zu weiter nichts taugen, als das Herz und die Sitten der Kinder zu verderben, und es dahin zu bringen, daß ſie in ihrem zehnten oder zwölften Jahre weder Deutſch noch Franzöſiſch können. Weg mit dieſen, und wenn man ſich ſelbſt nicht geſchickt fühlet, ſeinen Kindern die gehörige Erziehung zu geben, ſo vertraue man ſie der Aufſicht eines vernünftigen Mannes, der im Stande ſey, ſie zu Deutſchen zu bilden; der ihnen gute Nationalſchriftſteller erkläre, und ihnen den gehörigen Geſchmack an unſerer Litteratur beybringe; der ſie nach und nach lehre, andern Nationen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ohne die ihrige herunterzuſetzen; alsdann werden ſie vom funfzehnten Jahre bis ins zwanzigſte, wenn ſie anders keine Dummköpfe ſind, noch immer Zeit genug haben, Franzöſiſch und Engliſch, und wenn man will, noch Italiäniſch dazu, zu lernen. Wenn wir auf dieſe Art keine Patrioten erziehen, wenn unſer Vaterland dann noch mit Leuten angefüllet iſt, die ſich tief unter dem Gallier und Britten ſetzen, ſo will ich es zugeben, daß das deutſche Herz gar nicht zum Patriotiſmus geſchaffen ſey; alsdann, aber nicht eher, will ich zugeben, daß es unrühmlich ſey, in einem Lande gebohren zu ſeyn, deſſen Eingebohrne diejenigen, denen die ſich nachſetzen, ſo oft überwunden haben.

Inhalt.

Erſtes Stück.

Es fehlt den heutigen Bewohnern Deutſchlands an Nationſtolz und an Neigung zum Vaterlande und Vaterländiſchen; ſie ſind in das Ausländiſche verliebt, und die Nachahmungsſucht iſt der herrſchende Fehler der Nation. Doch ſcheint der Patriotiſmus unter uns wieder aufzukeimen, der unſern Vorfahren eigenthümlich war; überhaupt haben dieſe, verglichen mit uns, den Vorzug. Vaterländiſche Gegenſtände werden den Inhalt dieſer Schrift ausmachen.

Zweytes Stück.

Die verſchiedenen Fabeln vieler Völker von ihrem göttlichen Urſprunge, haben alle die Geſchichte der Schöpfung zum Grunde. Auch die alten Deutſchen, welche eigentlich vom Aſcenas abſtammen, ſchrieben ihre Herkunft einem Gotte zu, von dem noch jetzt die ganze Nation ihren Namen hat. Die Geſtalt der alten Deutſchen, ihre Wohnplätze, Häuſer und unterirdiſchen Wohnungen werden beſchrieben. Sie pflegten ihre Wohnplätze jährlich zu verändern, um ſich bey ihren Sitten zu erhalten.

Drittes Stück.

Die Kleidung der Nachkommen des Mannus war ungekünſtelt, und entſprach ihren übrigen Sitten. Es iſt ein Lobſpruch für ſie, und ein Beweiß ihres

res unverderbten Herzen, daß ihnen ihre Blöſſe nicht zum Anſtoſſe gereichte. Auf ihre Haare wendeten ſie viele Sorgfalt. Ihre Speiſen waren ſehr einfach. Es iſt falſch, daß ſie Menſchenfreſſer geweſen, und ſich von rohem Fleiſch genähret haben. Einige Damen werden in eine altdeutſche Küche geführet.

Viertes Stück.

Die alten Deutſchen hatten keine Tempel, ſondern verrichteten ihren Gottesdienſt in Hainen. Vorzüglich war ihnen der Eichbaum heilig. Beſchreibung der Haine. Die Deutſchen pflegten Menſchen zu opfern, aus deren Blute die Prieſterinnen weiſſageten. Von den Verrichtungen und Anſehen der Druiden und Druidinnen, und etlichen Gottheiten, dem Heſus, Wodan, Thor, Hertha, Tanfana u. a m. Von den vorzüglichſten Lehrſätzen der Druiden; den Ordalien; der Kinderprobe; dem Aufenthalt der Verſtorbenen in Valhalla. Sterbegeſang Lodbrog's.

Fünftes Stück.

Fortſetzung des Dritten. Von dem Getränke unſerer Väter. Sie ſind die Erfinder der Kunſt, das Salz vermittelſt des Feuers zu bereiten. Ihre Art, Butter zu machen. Von ihren Gaſtmahlen, ihrer Mäßigkeit, ihren Beſchäftigungen und Neigung zum Spiel.

Sechſtes Stück.

Die Deutſchen pflegten ſich ſpät zu verheyrathen, und hielten die Ehe heilig. Der Ehebruch war unter ihnen auſerordentlich ſelten, und wurde hart beſtrafet. Bey vielen deutſchen Völkern durfte das Frauenzimmer nur einmal heyrathen.

Ueber-

Ueberhaupt ehrten die Deutſchen das ſchöne Geſchlecht; inſonderheit liebten ſie ihre Gattinnen über alles. Unſre Vorfahren wurden Barbaren geſcholten, und übertrafen uns an Unſchuld der Sitten.

Siebendes Stück.

Der Gebrauch des Geldes iſt die Quelle vieler von unſern Laſtern, derer Namen unſere Väter nicht einmal kannten, und des meiſten Elends. Die Römer haben den Gebrauch deſſelben in Deutſchland eingeführet. Geſchichte eines Mannes, der in den Wäldern unſerer Väter zuverläßig nicht unglücklich würde geweſen ſeyn.

Achtes Stück.

Fortſetzung des vorigen.

Neuntes Stück.

Bey den Deutſchen brachte nicht die Braut den Bräutigam, ſondern dieſer der Braut eine Morgengabe. — Eine lange Ausſchweifung, die unerwartet iſt, ob ſie gleich lange vorher angekündiget war. — Worinne die Morgengabe beſtanden, und was dadurch angedeutet wurde.

Zehendes Stück.

Von den verſchiedenen Ständen unter den alten Deutſchen. Die Gelehrten ſtanden an der Spitze, und theilten ſich in Druiden, Wahrſager und Barden. Ueberhaupt war der Adel in groſſen Anſehen; die Gewalt der Regenten und obrigkeitlichen Perſonen war eingeſchränkt. Jeder Wohnſitz hatte ſeinen Richter oder Fürſten, und dieſer ſeine Kriegsgefährten oder Begleiter.

Von

Von den Feldherren oder Herzogen; den Freyen vom Bürger- und Bauernſtande, und den Verſammlungen der Nation. Von den Leibeigenen und Freygelaſſenen. Antwort des Verfaſſers an die deutſche Matrone.

Eilftes Stück.

Beſchluß des achten Stückes.

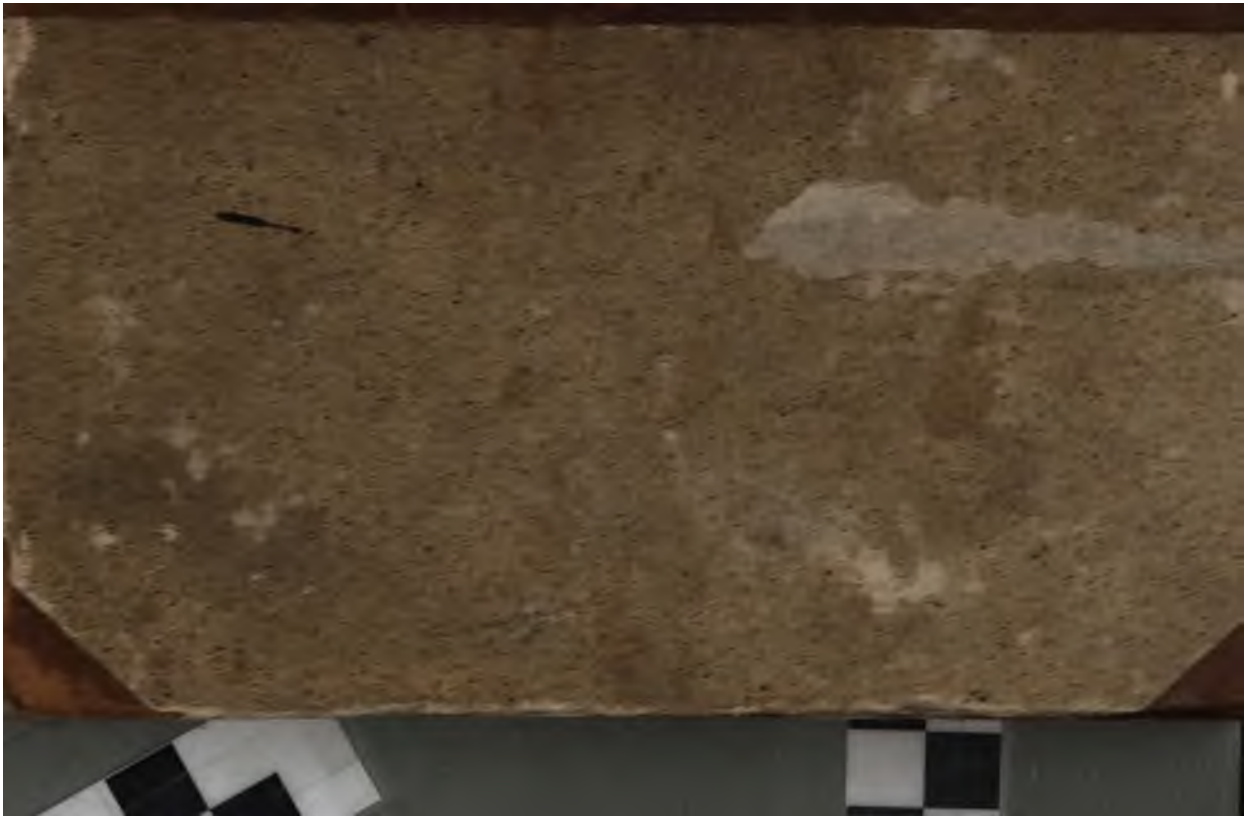
Zwölftes Stück.

Die alten Deutſchen waren gegen Freunde und Feinde gaſtfrey; ſie waren genügſam, treu, und redlich. Hermanns Schlacht gereicht ihnen nicht zum Vorwurf der Treuloſigkeit. Die Römer wurden von den Griechen verderbet, und Deutſchlands Sitten anfänglich von den Römern, und zuletzt von den Franzoſen. Schreiben des Deutſchen an einen verdienten Geiſtlichen. Ein Brief von einem jungen Frauenzimmer an den Verfaſſer.

Dreyzehntes Stück.

Die Verachtung, die wir gegen unſer Vaterland äuſſern, hat ihren Grund in unſerer Erziehung, vermöge welcher unſre erſten Jahre Ausländern überlaſſen, und wir nach lauter ausländiſchen Muſtern gebildet werden.

26014

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305